This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Achtzehnter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Kleine Romane,

Erzählungen, Anekdoten

und

Miszellen

August's von Kotzebue.

Fünfter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erzählungen.

Erzählungen.

Glückſeligkeit.

(Eine Erzählung aus der großen Welt.)

Was Glück ſei? wiſſen wir ungefähr; was Glückſeligkeit? darüber ſind wir nicht einig. Der Dichter beſingt, der Philoſoph zergliedert ſie; der Geringe ſucht ſie kriechend bei dem Vornehmen, der Vornehme beneidet ſie oft dem Geringern; die Jugend genießt ihrer zuweilen ohne es zu wiſſen, das Alter ſchwatzt oft von ihr ohne ſie gekannt zu haben; die Männer wollen ſie ertrotzen, die Weiber, ſelbſt beglückend, ſich erſchmeicheln. Jedermann ſpricht von ihr, verlangt nach ihr, ſucht ſie; aber ſelten findet ſie Einer, noch ſeltener wird ſie genoſſen. Oft wähnt der Menſch, ſie ſei entſchlüpft in die Vergangenheit, oft, ſie gaukle vor ihm in der Zukunft, indeſſen ſie vielleicht neben ihm ſteht, und gerade lächelt, da er weg ſieht. Ach! Jeder trägt ſie im Herzen und ſucht ſie in der Weite. Entfernung von ſich ſelbſt iſt Trennung von der Glückſeligkeit.

»Lange ſchon,« ſagte der Graf Mühlheim zu dem Jüngling, ſeinem Sohne, »lange ſchon wünſcht' ich mein Herz dir zu öffnen. Väterliche Rathſchläge würdeſt du vergeſſen; meiner Schwachheiten wirſt du gedenken. Fehler vermeiden iſt leichter, als Vorſchriften befolgen; minder Eindruck machen Tugendmuſter, als Beiſpiele vom Gegentheil.« — Des Jünglings Auge hing an des Greiſes erzählenden Lippen.

Mein Vater war ein rauher Mann, der mich ſtreng erzog, und mir durch ſeine trockene Vernunft das Vernünftigſein zuwider machte. Als ich heran gewachſen, führte er mich in die große Welt, und predigte mir unaufhörlich: »ſei gefällig; durch Gefälligkeit gewinnt man alle Herzen.« — Er hatte Recht; ſoll aber der Gefällige nicht blos als ein glatter Dummkopf erſcheinen, ſo muß er die Welt kennen, und die Welt ihn errathen; um ihm Dank zu wiſſen, muß ſie Opfer vorausſetzen. Wer ſich in Andere fügt, wird nur dann belohnt, wenn jene ahnen, daß er einen eigenen Willen haben könne.

Dieſe überreife Frucht grauer Weltkenntniß war meinem blöden Geiſte noch fremd; in den Häuſern, die ich beſuchte, ſpielte ich täglich meine Rolle, das heißt: ich machte Komplimente links und rechts, marterte mich, einem Jeden etwas Schönes zu ſagen, dem gnädigen Herrn über ſeine tölpiſchen Hunde, der gnädigen Frau über ihre ungezogenen Kinder, dem gnädigen Fräulein über ihr mittelmäßiges Klavierſpiel; kein Bedienter war ſo ſchnell als ich, um einen fehlenden Stuhl zu holen, mein Arm erſchien ſtets gebogen, um Treppen auf Treppen ab zu führen, ich ſpielte Whiſt um vier Groſchen mit alten Betſchweſtern, allenfalls auch um Zahlpfennige mit den Kindern vom Hauſe. Was hatte ich am Ende von allen meinen Gefälligkeiten? Langeweile. — Und welche Meinung erregte ich bei andern? Ich ſei eine gute Art von Hausthier, dem man alles aufladen könne, ohne eben zur Erkenntlichkeit verpflichtet zu ſein.

Schon war ich dieser Lebensart überdrüssig, als ich eines Tages in großer Gesellschaft bemerkte, daß eine der anwesenden Damen mich freundlich anblickte. Ich wurde roth bis an die Ohrläppchen. Sie näherte sich mir. Ich war entsetzlich verlegen und fühlte mich zugleich sehr geschmeichelt. Sie mochte wohl fünfzig Jahre alt sein, ich kaum zwanzig, folglich war sie jung. Unsere Unterhaltung wurde bald lebhaft, nämlich, sie sprach viel, und ich antwortete wenig. Ihre Blicke machten mir Muth, ich bewunderte stotternd ihren Verstand; das gefiel ihr sehr, denn sie hatte keinen. Ich sagte in wenigen Worten eine Menge Albernheiten, sie lobte meinen Witz, das bezauberte mich, denn noch Niemand hatte Witz bei mir vermuthet. Eitelkeit verband uns. Sie gilt gewöhnlich für Liebe, darum zerreißen auch die Bänder so schnell, wenn man aufhört sich zu schmeicheln.

Am dritten Tage hatte ich die unerhörte Kühnheit, ihr meinen Arm anzubieten, um sie nach Hause zu begleiten; sie nahm ihn an. Schon im Vorzimmer fing ich an zu zittern. Zum ersten Mal mit einer Dame! der Augenblick schien mir entscheidend für meinen Ruf. Ich wollte sprechen, immer sprechen; holte die Gegenstände der Unterhaltung weit, weit her, wählte ängstlich meine Ausdrücke, und war gewaltig ehrfurchtsvoll, weil ich sie nicht errieth; sie hingegen war gewaltig zuvorkommend, weil sie mich durchschaute.

An ihrer Thüre wollte ich mich empfehlen. „Begleiten Sie mich bis in mein Zimmer," sagte sie. „Wenn ich so frei sein darf," antwortete ich. —

»O ja. Sie dürfen so frei sein; ich fürchte mich nicht vor jungen Leuten.«

Die gnädige Frau sind sehr gnädig. — Sie warf sich auf einen Sofa.

»Ich mache keine Umstände mit Ihnen, denn ich halte Sie für meinen Freund.«

Sehr viel Ehre für mich. Wenn ich nur nicht beschwerlich falle.

»Wie alt sind Sie?«

Zwanzig Jahr.

»Mein Gott! es ist heute sehr warm.« — Sie lüftete das Halstuch.

Soll ich die Thür öffnen?

»Ums Himmelswillen nicht! das gäbe Zugwind, Verkältung. — Zwanzig Jahr? Wahrhaftig für Ihr Alter sind Sie schon sehr gebildet.«

Ach das sagen die gnädige Frau wohl nur, weil Sie eine alte Freundin meiner Mutter sind.

»Warum nicht gar! Ich schätze Ihre Mutter hoch, aber die Verschiedenheit unserer Jahre — Haben Sie viele Bekanntschaften?«

Ich besuche täglich das Haus, wo ich das Glück und die Ehre hatte, Sie anzutreffen.

»Sehr wohl. Es sind recht gute Leute. Man amüsirt sich zwar nicht sonderlich bei ihnen, aber man ist doch sicher dort vor dem frechen jungen Volk; ich meine die jungen

Herrchen, die von unſern Modedamen ſo verzogen und verwöhnt werden, die in Geſellſchaften das große Wort führen, und unter vier Augen nichts zu ſagen wiſſen. Ich zeichne Sie wirklich ſehr aus, indem ich Sie ſo allein empfange.»

Gnädige Frau, ich werde dieſe Güte nicht mißbrauchen.

»Das ſehe ich. Fürwahr, jeder Andere an Ihrer Stelle würde ſchon ein wenig unverſchämt geworden ſein.»

Ich wäre untröſtlich, wenn ein ſolches Unglück mir begegnete.

»Nun, ich bin eben nicht pedantiſch, und verlange keineswegs, daß man ſich ewig in ehrerbietiger Entfernung halte, nur den Anſtand muß man nicht verletzen. Sagen Sie mir doch, mein kleiner Freund, ſind Sie nie verliebt geweſen?»

Nein, gnädige Frau, mein Vater will mich erſt in zwei Jahren verheirathen.

»Es iſt recht brav von Ihnen, daß Sie Ihrem Herrn Vater ſo gewiſſenhaft gehorchen. Indeſſen wäre es eben kein großes Unglück, wenn Sie etwa Neigung für ein Frauenzimmer empfänden, — nur müßte es keiner von den jungen Zieraffen und Schwindelköpfen ſein, die, ſtatt Ihr Herz zu bilden, Sie überreden, Herz ſei nur ein leeres Wort.»

O ich werde mich wohl hüten.

»Es iſt ſchon ſpät, eſſen Sie zu Abend mit mir.»

Ich kann nicht, gnädige Frau; Papa und Mama würden auf mich warten.

»Nun so gehen Sie zu Papa und Mama.«

Bei dieſen letzten Worten flammte ihr Blick, ich war aber noch zu blind, um Zorn und Verachtung darin zu leſen. Ich empfahl mich ehrfurchtsvoll; draußen ſchöpfte ich Athem und war ſehr zufrieden mit mir ſelbſt, bis ich einige Zeit nachher erfuhr, die Dame ſpreche überall: Der junge Mühlheim iſt ein recht alberner Menſch.

Nach und nach ſchliff die große Welt mich ab; ich mußte ſo viele Sottiſen hören, daß ich endlich keine mehr ſagte; hingegen beging ich deren deſto mehr, weil alle meine Bekannten ein Gleiches thaten. Meine Blödigkeit ging plötzlich in Unverſchämtheit über. Die Extreme berühren ſich; Gedankenloſigkeit iſt die Quelle von beiden, nur Denken ſchützt vor beiden, aber nicht Jedermann mag denken. Ich hörte überall das Glück rühmen, über Unglück klagen; ich konnte nicht begreifen, warum man ſo ungeſchickt ſei, jenes ſeltener zu finden als dieſes. Daß der Suchenden Wege meiſt Abwege ſind, fiel mir nicht auf; ich verſtünde es wohl beſſer, bildete ich mir ein, und keck ſetzte ich die höchſte Glückſeligkeit, wie ſo viele meines Alters, in die Menge verliebter Abenteuer. Ich gab mir ernſtlich Mühe, recht lächerlich zu werden, und es gelang. Mit großem Reſpekt vor mir ſelbſt verband ich eine tiefe Verachtung der Weiber, das iſt der erſte Schritt ihnen zu gefallen. Thoren glaubten faſt, ich hätte Verdienſte, weil ich mich

ſelbſt ſo unbefangen lobte; ſie geſtanden mir Rechte zu, weil ich mit edler Unverſchämtheit Anſprüche machte. Mit einem Wort, ich erlangte ſehr bald das Talent, zwanzig Frauen um ihren guten Ruf zu bringen, und fühlte mich ſehr glücklich; denn ein Dummkopf, der ein Narr wird, iſt der zufriedenſte Menſch auf Gottes Erdboden. Ich war der verwegenſte Parteigänger, oft auch der glücklichſte. Die Prüden verführte ich, indem ich ihre Tugend rühmte, die Koketten, indem ich ihre Reize zu überſehen ſchien, Betſchweſtern, indem ich die ganze Welt verläſtern half. Nur wenige Weiber widerſtanden mir; die es thaten, lachte ich aus.

Aber meine Eroberungen entſchlüpften mir auch eben ſo ſchnell als ich ſie gemacht hatte. Die Prüden verjagten mich durch Eigenſinn, die Koketten durch Leichtſinn; der Betſchweſtern grämliche Bosheit empörte mein Gefühl; die geträumte Glückſeligkeit zerrann nach kurzem Taumel. Es waren lauter Fresko-Gemälde, die nur in der Ferne täuſchen.

Indeſſen hatte ich mir einen Ruf erworben, der, ſo ſchlecht er war, mir Vortheil brachte, denn die Mode macht alles liebenswürdig und fragt nicht nach Vernunft. Man trug meinem Vater eine anſtändige Partie, das iſt, ein reiches Mädchen, für mich an, ich willigte ein; die niedliche kleine Perſon war auf dem Lande erzogen worden, ſie fand mich allerliebſt. Bei unſerer erſten Zuſammenkunft ſetzte man uns an einen Kartentiſch, ſie öffnete kaum die

Lippen, um die Farben zu nennen; ich fand aber doch, daß sie viel Verstand und sicher ein gutes Herz habe. Unsere Eltern brachten die Hauptsache in Richtigkeit, man kopulirte uns, und wir sahen uns richtig zum dritten Male, als man uns in Gegenwart von einem paar Dutzend Verwandten zusammen in's Bett legte.

Zwei Jahre lebten meine Frau und ich recht gut mit einander. Sie sprach wenig, ich antwortete noch weniger, denn ich meinte, es gehöre zur Würde des Ehemannes, einsilbig zu sein. Mancher Hausfreund versicherte mich, meine Frau habe Geist; ich hielt das für ein Kompliment und nahm mir nicht die Mühe, es zu untersuchen. Es fand sich nach und nach, daß wir in Geschmack und Laune, in Charakter und Kenntnissen sehr verschieden waren. Ewige kleine Widersprüche füllten unsere Tage, und das ist bei weitem schlimmer, als dann und wann ein derber Zank. Lieber lauf ich einmal durch Platzregen, als täglich durch Nebel. Wir waren endlich beide so glücklich, die Geduld zu verlieren, so aufrichtig, es uns zu gestehen, und so klug, uns ohne Aufsehen zu trennen. Deine Mutter ging auf eines ihrer Güter, und ich stürzte mich in den Strudel der Welt. Für Zerstreuung aller Art war ich stumpf geworden, Abenteuer genügten mir nicht, der Ehrgeiz erwachte; der Weg zum Ruhme — so wähnte ich — führt auch zum Tempel der Glückseligkeit. Du siehst, mein Sohn, ich bemäntele keine meiner Schwächen, damit du sie alle vermeiden lernst. Hätte ich geahnet, welche Sorgen ich mir

bereitete! Nur mit den größten Verdienſten oder mit den ſchlimmſten Eigenſchaften erklimmt man des Ruhmes ſteile Höhe, aber ich war verblendet; hatte ich doch Talent genug gehabt, das Unglück einiger Frauen zu machen, warum nicht auch das Glück eines Staats? — Ich betrat das Labyrinth der Intriguen und Kabalen; ich machte Leuten den Hof, die ich verachtete und die mich gering ſchätzten; ich verſprach künftige Protektion, um jetzige zu erhalten; — endlich gelang es mir, ich verdrängte einen wackern Mann von einem ehrenvollen Poſten, den ich nur ſo lange behauptete, als nöthig war, um meine Unfähigkeit und Undankbarkeit zu offenbaren. Ich zog mich zurück, haßte den Ruhm, haßte die Menſchen, und doch verdroß es mich, daß ſie meiner ſo leicht, ſo gern entbehrten, denn man leidet immer mehr durch Geringſchätzung, welche man Andern einflößt, als durch ſolche, die man für Andere empfindet. Ein Ehrgeiziger kümmert ſich wenig um Verachtung, ſo lange er oben ſteht; iſt er aber geſtürzt, ſo erträgt er ſein Schickſal nur, wenn er die Achtung der Menſchen mit ſich nahm.

Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen Weiſen kennen lernte, den, aus gleichen Irrthümern, ſpät, aber nicht zu ſpät, die Vernunft geweckt hatte. Er lebte ſtill und glücklich auf dem Lande; ich ſah ihn anfangs ſelten, dann öfter, endlich oft, ſeine Redlichkeit gewann mein Herz, ſeine Weisheit erleuchtete meinen Geiſt.

Freund, ſagte er eines Tages zu mir, ich habe lange,

gleich dir, Vorurtheilen gefröhnt, mitten unter schimmernden Täuschungen nach Glückseligkeit gehascht, und sie nur dann erst gefunden, als ich sie nicht mehr suchte. Hier wohne ich auf dem Erbe meiner Väter, ich gehe mit meinen Nachbarn um, entdecke oft Tugenden an ihnen, die ich nachahme, und ihre kleinen Gebrechen irren mich nicht mehr. Besser, die große Welt vergessen, als gegen sie deklamiren; Glückseligkeit wohnt nur in der Brust des Philosophen.

Des Philosophen?! rief ich erstaunt. Ich hatte mir immer Philosophie, Uebermuth und Langeweile gleichbedeutend gedacht.

Echte Philosophie, fuhr er fort, trägt nicht das Joch der Eitelkeit, setzt keine übersinnlichen Chimären an die Stelle der Vernunft, hält nicht die anders Denkenden für Dummköpfe, blickt nicht verachtend auf die Irrenden herab. Nein! Sie scheut das Laster und beklagt den Lasterhaften; sie thut anspruchlos das Gute, erträgt freundlich die Schwachen, liebt und ehrt die Bande der Gesellschaft, erkennt doch nur den Rang, den Tugend und Verdienste weihen, haßt die Menschen nicht, hilft ihnen, tröstet sie, lehrt sie den Zauberreiz der Freundschaft kennen, schlingt um alle Herzen das schöne Band der Liebe und Dankbarkeit.

Ha! rief ich entzückt, wer diesem Bilde gliche! — Ja, es ist leichter, die Menschen zu verachten, als ihnen Gutes zu erzeigen. — Doch du zähltest auch das Glück der Freundschaft zu den süßen Früchten der Philosophie; hast du einen Freund gefunden, deiner würdig?

Eine Freundin, antwortete der Weise, deren zartes Gefühl sie eben so sicher auf die Bahn der Glückseligkeit leitete, als mich die Vernunft. Auch sie hat einst in der großen Welt gelebt, wo ihr Kopf bisweilen schwindelte, ihr Herz nie mitschuldig war. Jetzt entfaltet sie in ländlicher Stille Keim und Reiz jeder weiblichen Tugend. Sie ist meine Grenz-Nachbarin, wir sehen uns oft: die vertrauteste Freundschaft beseligt unsere Tage; denn nie so zart, so geistig und innig ist Freundschaft zwischen Mann und Mann, als zwischen Mann und Weib, wenn erst das Alter der Liebe sinnliche Täuschung zerstört hat. Der Freund, gewöhnt, das schöne Geschlecht achtungsvoll auszuzeichnen, ist aufmerksamer gegen die Freundin; gewisse Nachtheile, die aus Gleichheit entspringen, verschwinden, der Freund fühlt sich der Freundin wohl überlegen, ist ihr aber doch nicht gleich: wie kann der häßliche Wurm der Mißgunst auf ihre Rosen kriechen? Die Freundin, als Weib, haucht über ihre ganze Verbindung ein zartes empfindsames Etwas, dessen der Mann bei dem männlichen Freunde sich schämen würde.

Die feurige Rede von des Weisen Lippen sprühte zündende Funken in mein Herz. O! rief ich, fast schmerzlich bewegt, nimm mich mit zu deiner Freundin! Laß mich wenigstens die Glückseligkeit sehen lernen! — Er war dazu bereit. Wo liegt ihr Landgut? Er nannte mir die Gegend. Desto besser, in dieser Gegend hab' ich ohnehin einen Besuch abzustatten, bei einer Frau von Berg.

Er ſtutzte. »Von Berg? Kennſt du die Dame?«

Nein, aber meine Frau, die ſchon lange fern von mir lebt, hat mich erſucht, ihr Jahrgehalt immer an dieſe Frau v. Berg auszahlen zu laſſen, von der ſie es am bequemſten empfangen werde. Ohne den Grund dieſer Grille zu wiſſen, oder wiſſen zu wollen, thue ich das ſchon ſeit mehreren Jahren. Führt mich nun der Zufall in die Gegend, welche ſie bewohnt, ſo meine ich, es ſei Wohlſtandspflicht, ihr einen Beſuch abzuſtatten.

»Du haſt Recht,« verſetzte mein Freund, »und wirſt es um ſo lieber thun, wenn ich dir ſage, daß eben dieſe Frau v. Berg jene vertraute, mir ſo theure Freundin iſt. Morgen wollen wir zu ihr fahren.«

Gern, erwiederte ich, doch verbirg ihr anfangs meinen Namen, denn ich wünſchte von ihr recht unbefangene Nachrichten, meine Frau betreffend, zu erfahren: wie es ihr geht? wie ſie lebt? welche Geſinnungen ſie gegen mich hegt? — Ich hatte nie Abneigung für ſie, wir haben uns blos getrennt, weil ſie die Welt verlaſſen und ich darin bleiben wollte. Ich habe mich ſeitdem wenig um ſie bekümmert, aber es würde mich doch ſchmerzen, wenn ſie mich gering ſchätzte. Sie ſoll mich wenigſtens hinfort als einen unſichtbaren Freund betrachten.

Der Weiſe billigte meinen Vorſatz und ſchrieb ſogleich einen langen Brief an Frau v. Berg, indem er uns anmeldete, und den er noch Abends ſpät durch einen Boten fortſandte. Am andern Morgen fuhren wir ſelbſt hin. Ich

fand, von duftenden Linden beſchattet, ein niedliches Haus, in dem Geſchmack und Bequemlichkeit der Pracht entbehren konnten. Wir wurden in einen kühlen Salon geführt, deſſen Fenſter durch Jalouſieen ſo dicht verſchloſſen waren, daß faſt weniger noch als Dämmerung darin herrſchte. Es fiel mir auf. Sie liebt das ſo, ſagte mein Freund ganz trocken. Es währte lange, ehe Frau v. Berg erſchien. Eine ſeltſame Unruhe hatte ſich meiner bemeiſtert, es war eine gewiſſe Scheu vor der Freundin meiner Gattin; ich fühlte, daß ſie mich nicht hochſchätzen konnte. Verdiente Vorwürfe peinigen, auch wenn man ſie nur erräth.

Endlich öffnete ſich die Thür, eine verſchleierte Dame trat herein. Ich wurde ihr vorgeſtellt, als ein Mann, der ſich aus dem Strudel der Welt an das Klippen-Eiland der Tugend gerettet habe. Sie ſeufzte und ſprach leiſe: »Möchte doch der Gemahl meiner Freundin, der Gräfin Mühlheim, dieſes Beiſpiel nachahmen! Möchte er in die Arme ſeiner Gattin zurückkehren, die ihr Leichtſinn oft tadelnswerth, doch nie verächtlich machte. Sie hat ihn geliebt, ſie liebt ihn noch; aus dieſem Gefühl ſchöpft ſie Troſt und Qual.« — Thränen unterbrachen die ſanfte klagende Stimme. Ich fing an, die Wahrheit zu ahnen. Zitternd nahm ich das Wort. Ich freue mich, hub ich an, eine ſo warme Freundin der Gräfin Mühlheim zu finden. —

»Eine wärmere noch von dem Grafen,« fiel ſie mir haſtig in's Wort. »Wie gern möcht' ich ihm ſagen, daß

ſeine Gattin nur aus zu weit getriebener Delikateſſe ihm ihre Zärtlichkeit verbarg. Aufgedrungene Liebe gebärt Haß. Vielleicht irrte ſie. Weiblicher Stolz zertritt oft die nächſten Blumen. Sie wären ſo leicht zu pflücken, allein man ſchämt ſich des Bückens. Zu ſpät bereut meine Freundin den Irrthum. Wäre ſie zuvorkommender geweſen, vielleicht wäre ihr Gemahl nie auf Abwege gerathen.“ —

Die er heute zu deinen Füßen verflucht! rief ich entzückt, indem ich ihre zitternden Knie umfaßte, denn lange ſchon hatte die wohlbekannte Stimme mir deine Mutter verrathen. Der Schleier fiel vom Antlitz und ſie in meine Arme. Ich drückte ſie mit Jugendfeuer an mein Herz. Zerronnen, ſprach ich, iſt der kalte Nebel, in dem wir beide wankten. Unſer Herbſt iſt da, doch wahre Liebe wird ihn zum Frühling umſchaffen. Unſere Züge haben gealtert, unſere Herzen ſind verjüngt. Gatten, die ſich hochachten, ſind glücklicher in unſern Jahren, als ſolche, die nur Jugendfeuer, Leidenſchaft und Laune an einander knüpften. Wir werden glücklich ſein!

Acht Jahre ſind bereits ſeit jenem ſeligen Augenblick verfloſſen; du ſelbſt, mein Sohn, biſt Zeuge, daß ich wahr prophezeite. Wir leben häuslich froh; wir üben ſtille Tugend, wir lieben uns in dir; der Freund verſchönert den Bund, und ſiehe, ungerufen iſt in unſ'rer Mitte Glückſeligkeit erſchienen. Wir ſuchen ſie nicht, ſie umſchwebt uns immer; wir ſehen ſie nicht, ſie wohnt in uns; wir fürchten nicht, ſie zu verlieren, denn wir ſind unſerer ſelbſt gewiß.

Hier endigte Graf Mühlheim seine Erzählung. Ob der Jüngling aus der Lehre Nutzen gezogen? — Schwerlich! denn seit Jahrtausenden wird fremde Erfahrung gepriesen aber nicht benutzt.

Das Zinngießen am Neujahrs-Abend.

Karoline an ihre Freundin.

Ja, liebe Julie, ich bin verheirathet, sehr glücklich verheirathet, und kannst du wohl errathen, wem ich es zu verdanken habe? — Einzig und allein unserer alten Küchenmagd, der schielenden Christine, die sich so herzlich vor Gespenstern fürchtet, und über die wir uns oft so kindisch lustig machten, als wir schon recht große Mädchen waren.

»Also kein blinder Liebesgott,« hör' ich dich voll Verwunderung ausrufen, »sondern ein schielender hat dich so schnell verkuppelt?« —

Nun so gar schnell ist es eben nicht zugegangen, und ich hätte dir wohl schon vier Wochen früher ein Wörtchen davon schreiben können. Zürne nur nicht, oder schilt mich nicht verschlossen. Wärst du gegenwärtig gewesen, ja dann hättest du längst alles erfahren, denn ein paar Mädchen, die in's Plaudern kommen, du weißt wohl, die müssen sich alle ihre Kleider und alle ihre Geheimnisse zeigen; da gibt ein Wort das andere, man bekennt halb, man wird halb errathen,

und so geht die Herzens-Erleichterung ohne Anstoß von Statten. Aber schriftlich — hilf Himmel! da muß man vierundzwanzig Geschöpfe, die sich Buchstaben nennen, zu Vertrauten machen, und besonders die fünf, die sich das Recht anmaßen, die Empfindungen eines gefangenen Herzens auszudrücken. Es ist lächerlich, liebe Julie, aber wahr, daß, so oft ich in jener schönen Zeit, wo mein Herz zum ersten Male laut zu werden begann, das Wörtchen Liebe schreiben, und den Tüpfel über das i machen wollte, mir der verzweifelte Tüpfel immer vorkam wie ein Auge, das mir tief in die Brust schaute. Gott weiß, wie oft das fürchterliche Pünktchen mir eine Schamröthe abgejagt hat. — Doch ich plaudere, statt zu erzählen. Nun so höre.

Am Abende vor dem neuen Jahrstag — ich stickte nämlich die letzte Blume in einen Strickbeutel für meine Großmutter, — öffnete Christine die Thür und schielte herein. »Sind Sie allein, liebes Mamsellchen?« — Ja, Christine. — Alsobald schob sie ihre kugelrunde Figur bis mitten in das Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ihre rechte Hand unter der Küchenschürze etwas verbarg. Ihr eines Auge sah dabei so listig aus, daß ich wirklich einen Augenblick auf den Argwohn gerieth, sie wolle mir ein Billet-doux zustecken.

»Was bringst du denn da, Christine?«

Ihr Glück, Mamsellchen.

»Nun das muß eben nicht groß sein, weil es Platz unter deiner Schürze hat?«

Sie ſchwieg, nickte mit dem Kopfe und zog es langſam hervor. Das Herz klopfte mir ein wenig, denn nach allen den geheimnißvollen Anſtalten, hätte ich faſt darauf geſchworen, es ſei ein Billet. Aber ſiehe da, es war nichts mehr und nichts weniger als ein Stück Zinn.

Soll ich dir meine Schwachheit bekennen? — warum nicht? — Ich bin gewiß, daß ich die alte Chriſtine tüchtig würde ausgeſcholten haben, wenn ſie mir ein Billet gebracht hätte, und doch war es mir verdrießlich, mich in meiner Vermuthung getäuſcht zu ſehen.

»Was ſoll das?« fragte ich mit gerunzelter Stirn.

Es iſt heute der heilige Abend, wir wollen Glück gießen.

»Laß mich zufrieden!« fuhr ich ſie faſt unſanft an. Aber ſie ließ mich nicht eher zufrieden, bis ich, um ſie nur los zu werden, verſprach, einen einzigen Löffel voll geſchmolzenen Zinnes in das Waſſer zu gießen. Nun trippelte ſie geſchäftig hin und her, holte ein Kohlenbecken und alles was ſonſt zu dieſer Wahrſagerei vonnöthen iſt, und plauderte dazwiſchen ſo viel von meinem künftigen Manne, deſſen Bekanntſchaft ſie ganz unbezweifelt in der nächſten Minute machen werde, daß ſie mich wirklich endlich in eine luſtige Laune verſetzte. Alles war bereit, ich ließ ein Klümpchen Zinn im ſilbernen Löffel ſchmelzen, und dann, ihrer Anweiſung gemäß, fein bedächtig in das eiskalte Waſſer treufeln. Anfangs ging es recht gut, aber als ich mich ein wenig mehr gegen das Licht kehren wollte, benahm ich mich ſo

ungeſchickt dabei, daß ich mit dem Ellbogen an die Mauer ſtieß, und mir den ganzen Reſt des ſiedenden Zinnes auf die linke Hand goß.

Der Schmerz preßte mir ein lautes Geſchrei aus. Mutter, Vater und Tante liefen herbei, ich wurde bedauert und geſcholten, Chriſtinen wiederfuhr blos das letztere, aber ſie kehrte ſich weder an mein Geſchrei noch an das Schelten meiner Mutter, denn ein weit wichtigerer Gegenſtand beſchäftigte ihre ganze Aufmerkſamkeit; ſie holte nämlich das geronnene Zinn aus dem Waſſer, unterſuchte es bald mit dem geſunden, bald mit dem ſchielenden Auge, fand ihre Mühe belohnt, ihre Wünſche erreicht, und während ich in den grauſamſten Schmerzen wimmerte, hüpfte ſie luſtig um mich her, und ſagte, das bischen Schmerz habe gar nichts zu bedeuten, denn ich würde einen ſchmucken, braven Mann bekommen. Meine Mutter jagte ſie endlich zur Thüre hinaus.

Alle Hausmittelchen, um meiner verbrannten Hand Linderung zu verſchaffen, wurden vergebens verſucht; ich konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, und am Morgen hatte ich ein ziemlich ſtarkes Wundfieber. Nun wurde nach einem Wundarzt geſchickt, der ſich auch bald einſtellte und mir einen ordentlichen Verband auflegen wollte.

Während dies geſchah, und ich ganz blaß und einfältig in meinem tiefſten Negligee vor dem Ehrenmanne ſtand, ſiehe da ſtürzte plötzlich der Sekretär Lindau in das Zimmer. Ich hatte den jungen Mann kaum zweimal in

meinem Leben geſehen, und nie ein Wort mit ihm geſprochen, du kannſt dir alſo vorſtellen, wie ſehr ich erſchrack. Mein erſter Gedanke war natürlich mein Shawl, der nicht weit von mir auf dem Sofa lag, aber ich Unglückliche konnte keinen Schritt nach ihm thun, denn die Hand des Wundarztes hielt meinen Arm feſt. Auch hatte ich ſchon in der zweiten Sekunde den Shawl und mich ſelbſt vergeſſen, denn Lindau glich einer zitternden Leiche. »Verzeihen Sie,« — ſtammelte er gegen mich gewandt. — »Um Gotteswillen!« rief er dem Wundarzt zu, »meine Mutter ſtirbt, — eine Entzündung, der Arzt hat einen Aderlaß verordnet — ſchon ſeit einer halben Stunde renne ich in der Stadt herum und finde nichts als Gratulanten — Erbarmen Sie ſich, und kommen Sie auf der Stelle mit mir!«

»Sobald ich hier mit der Mamſell —« hub der Wundarzt ſehr gelaſſen an. Ich ließ ihn nicht ausreden. Er hatte ſo eben erſt meine verbrannte Hand entblößt, aber ich zog ſie ihm haſtig weg. »Sie hören ja, mein Herr, daß hier vielleicht an einer Minute Leben oder Tod hängt. Fort! Fort!« —

»Erlauben Sie,« ſagte der eiskalte Mann, »der Weg iſt weit, ich habe der Patienten viele, und weiß nicht, ob ich nachher —

»Und wenn Sie auch nie wiederkämen!« rief ich in großer Bewegung, denn Lindau's bebende Geſtalt, ſein bleiches Geſicht, ſein ſtarres Auge erſchütterten mich tief.

Nun! nun! brummte der Wundarzt und packte ſeine

Lappen zuſammen. Während dieſer kurzen Verzögerung ermannte ſich Lindau ein wenig, ſah mir mit feuchten Augen in's Geſicht, dann auf meine verbrannte Hand, und wollte mir die küſſen. Ich zog ſie ſchnell weg und gab ihm die rechte. Er drückte ſie heftig. Ich werde das — ich glaube er wollte ſagen: nie vergeſſen; aber es ſchoſſen ihm plötzlich Thränen in die Augen. Schluchzen erſtickte ſeine Stimme, er faßte den zögernden Wundarzt beim Arm, und zog ihn zur Thür hinaus, ohne auch nur durch eine Verbeugung Abſchied von mir zu nehmen.

Liebe Julie, es kommt doch wirklich in der Welt recht viel darauf an, in welchen Tagen und Augenblicken man Menſchen kennen lernt. Erinnerſt du dich noch des wackern Mannes, dem ich vor zwei Jahren einen Korb gab? — Zufälligerweiſe mußte er, als ich ihn zum erſten Male ſah (es war in einem öffentlichen Garten), gerade mit ſeinem Bedienten zanken. Der Menſch hatte vermuthlich einen dummen Streich gemacht, ſein Herr war ſehr hitzig, in der Hitze ſieht Niemand liebenswürdig aus, kurz, der Mann mißfiel mir, denn ſo oft ich nachher an ihn dachte, ſah ich ſeine durch Zorn verzerrten Züge. Ich ſchlug ſeine Hand aus. Es war nicht recht von mir, denn ich weiß aus ſicherer Quelle, daß er ſeine jetzige Frau ſehr glücklich macht.

Und nun Lindau — an den paar Abenden, wo uns der Zufall auf Bällen zuſammen führte, hatte ich ihn überſehen, denn er drängt ſich nirgends vor; ich ſah ihn alſo eigentlich zum erſten Male. Und wie ſah ich ihn? — Ein

guter Sohn, der für das Leben seiner Mutter zittert, ist ein sehr interessanter Mensch. Seine bleiche Gestalt kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, ich vergaß darüber meiner eigenen Schmerzen. Nachmittag sandte ich den Bedienten zu der alten Lindau, und ließ mich nach ihrem Befinden erkundigen. Ich erhielt zur Antwort: es sei nur wenig Hoffnung zur Genesung vorhanden. Wirklich, liebe Julie, ich habe recht herzlich für die Frau gebetet, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte. Ich schickte nun täglich, empfing nach und nach tröstlichere Berichte, und in vier Wochen war sie außer Gefahr. Nun hielt ich für unschicklich, mich weiter um sie zu bekümmern, und erinnerte auch mein Herz, daß es unschicklich sei, sich noch immer so oft mit dem Sekretär Lindau zu beschäftigen. Aber die Herzen gleichen den verzogenen Kindern, die schon wissen, es habe nichts zu bedeuten, wenn Mama ruft: sei nicht unartig! Sie thun doch, was sie wollen. Freilich würde der Eindruck wohl nach und nach wieder verloschen sein, denn Liebe muß Sonne haben, wenn sie blühen soll; aber glücklicherweise hatte Lindau es schicklich gefunden, mir für meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu danken. Er ließ sich eines Sonntags ganz ordentlich und vernünftig melden. Das Herz klopfte mir, als der Bediente seinen Namen aussprach, und ich glaube meine Wangen färbten sich auch ein wenig; aber ich empfing ihn ganz ordentlich und vernünftig, wir saßen recht zierlich neben einander auf dem Sofa und wechselten Re-

densarten. Indeſſen lag die Laſt der Unterhaltung — dieſer geſellſchaftliche Frohndienſt, — faſt auf mir allein, denn ich merkte bald, daß der junge Mann nicht recht bei ſich war. Er ſah mich zuweilen an, als ob er in den letzten Schmollwinkel meines Herzens ſchauen wollte, und wenn ich nach einem ſolchen Blicke etwas recht Intereſſantes von ihm zu hören erwartete, ſo war es am Ende ein armſeliges Ja oder Nein, das aus ſchweren Feſſeln erlöſt zu werden ſchien. Gewaltig neugierig war der Mann auch, alles was in meinem Zimmer ſtand und lag genau zu unterſuchen, und alles hatte ſeinen hohen Beifall. Er freute ſich über die Hyazinthen, die ich auf meinem Fenſter zog, und über die Schnupftücher, die ich eben ſäumte; er freute ſich über Tiedge's Urania, und über das ſchwediſche Kochbuch der Jungfer Wary, welches daneben lag, ja ich glaube wahrhaftig, er freute ſich auch über den Staub auf meinem Klaviere. Endlich ſagte er — aber mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir: — »Es iſt hier alles ſo nett, ſo echt jungfräulich!« — Was ſollt' ich ihm darauf antworten?

Glücklicherweiſe trat mein Vater herein, und verwickelte ihn bald in ein gelehrtes Geſpräch. Du weißt, mein Vater iſt mit Leib und Seele Juriſt; er packte den Fremdling und ſtürzte ſich mit ihm in einen Strudel von Prozeſſen. Dadurch gewann ich Zeit, mir den Mann recht ordentlich zu betrachten, und er fand Gnade vor meinen Augen. Als er gehen wollte, bat ihn mein Vater zum Eſſen, und er nahm die Einladung ſo haſtig an, als ob er zu

Hause keinen Bissen Brot hätte, nur machte er zur Bedingung, daß man seiner Mutter es wissen lasse, und das gefiel mir wieder recht gut von ihm.

Bei Tische waren seine Augen wie Spione hinter mir her; es schien ihm zu gefallen, daß ich tranchirte, daß ich Salat machte, daß ich vorlegte, und als endlich gar mein Vater beim Desert erwähnte: »Dieses Backwerk liebe ich sehr, und darum macht meine Tochter mir es immer selbst;« da sah er mich so zufrieden an, als ob ich mir die Mühe für ihn gegeben hätte. Beim Abschied drückte er mir gar die Hand ein wenig, welches ich ein wenig unverschämt fand.

»Der Mann ist ein wackerer Jurist,« sagte mein Vater, »ich habe ihm auf den Zahn gefühlt.« — Ich mußte lächeln über den Zahn, denn meine Eitelkeit flüsterte: du hast ihm auf das Herz gefühlt.

Acht Tage vergingen. Ich hörte und sah nichts vom Sekretär Lindau, aber ich dachte und fühlte allerlei von ihm. Eine prophezeiende Stimme sagte mir, er werde am künftigen Sonntag wieder kommen, und siehe da, er kam wirklich; aber — solltest du es glauben? — er war so unverschämt, sich schon des Morgens um neun Uhr bei mir melden zu lassen. Ich meinte, es sei ein Irrthum, und ließ ihn fragen: ob er vielleicht bei meinem Vater Geschäfte habe? — aber nein, der kecke Mensch ließ mir antworten, er wünsche mit mir zu sprechen, wenn ich nicht etwa in die Kirche ginge, oder vielleicht noch nicht gekleidet wäre. —

Unglücklicherweiſe hatte der Bediente ihn ſogleich verſichert, ich ginge ſelten in die Kirche, wäre aber immer ſchon des Morgens um ſieben Uhr gekleidet. Es blieb mir alſo kein Vorwand übrig, ihn abzuweiſen. Er trat herein und ſah wieder ganz anders aus als vor acht Tagen. Beſcheidenheit, Rührung und Feſtigkeit hatten ſich ſeltſam und angenehm in ſeinen Zügen gemiſcht. Als ich mich auf dem Sofa neben ihm niederließ, merkte ich, daß die Knie mir ein wenig zitterten. Ich wollte, wie das erſte Mal, einige Redensarten abthun, aber — ſtell dir mein Schrecken vor! — der Menſch ergriff ohne Umſtände meine Hand, und hub ſeinen Spruch folgendergeſtalt an:

»Vernunft und Herz haben mir geſagt, daß Sie ein vorzügliches Frauenzimmer ſind. Mir fehlt zu meinem Glücke ein gutes Weib, und ich bin hergekommen Sie zu fragen, ob Sie das mir werden wollen? Ich habe kein Vermögen, aber einen Dienſt, der mich nährt. Sie ſind reich, das thut mir leid, denn ich kann dieſe Kluft mit nichts ausfüllen, als mit aufrichtiger Liebe. Daß ich ſo gradezu gehe, ſei Ihnen ein Beweis meiner Achtung. Wollen Sie mir einen Beweis der Ihrigen geben, ſo antworten Sie mir eben ſo freimüthig.«

Liebe Julie! und wenn es mein Leben koſten ſollte, ſo wüßte ich dir nicht zu ſagen, was ich ihm antwortete, aber etwas unfreundliches muß es wohl nicht geweſen ſein, denn ich fand mich plötzlich — ich weiß ſelbſt nicht wie, in ſeinen Armen. Die alte Chriſtine, die eben einen

Küchenrath von mir holen wollte, machte geſchwind die Thüre wieder zu, und ich hörte ſie ganz deutlich rufen: Hab' ich's nicht prophezeit? —

Mein Vater ſchien recht angenehm überraſcht, als ich den juriſtiſchen Eidam in ſeine Arme führte. Es war aber ein Glück, daß Lindau ſchon vor acht Tagen Proben ſeiner Kenntniß abgelegt hatte, denn heute — meinte mein Vater, — habe er wie ein Stümper geantwortet und wäre gewiß in examine rigoroso abgewieſen worden. Das mochte wohl daher kommen, daß er den Brandfleck auf meiner linken Hand ſo oft küßte; ja wirklich ſo oft, daß ich endlich für das Beſte hielt, ihm die linke wegzuziehen und die rechte ganz zu überlaſſen. So, liebe Julie, bin ich nun ſeit vier Wochen ein glückliches Weib, und habe der ſchielenden Chriſtine ein recht artiges Präſent gemacht, denn ohne ihr Zinngießen am Neujahrs-Abend hätte ich meinen Lindau wohl nie kennen gelernt.

Alles durch Liebe, nichts ohne ſie.

Konſtanzie war ein ſehr hübſches Mädchen, das bekannten alle Männer ihrer Vaterſtadt, und ſogar einige Weiber. Sie zählte ſiebzehn Jahre, als ſie dem Sekretär Huldmann den Kopf verdrehte, der ihn ohnehin ſchon ein wenig verdreht von Univerſitäten mitgebracht hatte. Nämlich er

zog dort der neuen ästhetischen Morgenröthe nach, und hatte noch nicht bemerkt, daß der Morgen kühl und nebelig war. Uebrigens ein herzensguter Jüngling, mit so viel gesundem Menschenverstand begabt, daß sich voraussehen ließ, er werde in einer großen Stadt, wo man jedem Dinge schnell die lächerliche Seite abgewinnt, bald wieder vernünftig werden. Die Liebe konnte freilich dazu nicht wirken; denn in der Regel bessert sie Thorheiten nicht, sondern theilt sie vielmehr dem geliebten Gegenstande mit. Jedes Mädchen hält den ersten Eroberer seines Herzens für einen Halbgott, glaubt alles, was er will, überzeugt sich von allem, was er glaubt, und gibt keiner Ahnung Raum, daß es auch wohl anders, oder gar besser sein könne. Also blieb Huldmann für's Erste, wie er im Grunde nicht war; denn Konstanzie schmiegte ihren Geist in seine Formen, das heißt, sie liebte ihn.

Reiche junge Leute denken heutzutage nicht an's Heirathen, weil sie es bequemer finden, Wollust zu kaufen, als Liebe zu verdienen, und weil häusliches Glück das unhäusliche bisweilen verdrängt. Wenn ich also dem Leser verrathe, daß Huldmann sehr stark an's Heirathen dachte, so heißt das mit andern Worten: er war ein armer Teufel. Bei Konstanziens Wiege hatte auch nur die Natur mütterlich verweilt, das Glück war vorüber geflogen. Ihr Vater verwaltete einen sehr einträglichen Posten beim Zoll, der dem ehrlichen Manne nichts eintrug. Die treffliche Erziehung seiner Tochter darbte er sich lieber vom Munde,

als von der Pflicht ab. Es war ihm gelungen, seinen Stolz aus ihr zu bilden. Die väterliche Eitelkeit schmeichelte ihm mit hohen Aussichten; daher wurde Huldmann's Anwerbung mit Kopfschütteln, — von der Tochter mit Seufzern beantwortet. Außer den Seufzern gab sie ihm noch einige Schwüre mit auf den Weg, und seine Hoffnung ankerte an dem Felsen der Mädchentreue, der bekanntlich den Inseln gleicht, welche an der schwedischen Küste die sogenannte Luftspiegelung hervorbringt.

Bald darauf erblickte ein reicher Jüngling, Namens Novalis, die schöne Konstanzie in einer ästhetischen Vorlesung, in welcher damals mehrere Damen Strümpfe strickten. Mit seiner Brille auf der Nase, trat er vor sie hin — (denn er machte sich und andern weiß, daß er ohne Brille nicht sehen könne) — ward von der Lieblichkeit ergriffen, die sich in jedem ihrer Züge rein aussprach, schloß aus dem Orte, wo er sie fand, auf die höhere Bildung ihres Geistes; und da eben ein alter eigensinniger Oheim die Vermählung seines Neffen zur Bedingung einer reichen Erbschaft machte; so entschloß er sich kurz und schlecht, dieses reizende Mädchen zu seinem ehelichen Bewunderer zu erheben. Konstanziens alter Vater, der noch keine Brille trug, nahm den jungen Menschen mit der Brille sehr gütig auf, und versprach, die Sache reiflich zu überlegen, worauf sich Novalis mit einem Lächeln empfahl, welches in seiner Sprache sich ausdrückte: »Wozu noch überlegen, du gemeiner ökonomischer Mensch?«

Als er fort war, wollte der vergnügte Alte seine Tochter rufen lassen, doch ein abermaliger Besuch hinderte ihn daran. Der ehrliche Kaufmann Knox trat herein, ein sparsamer, vorsichtiger Mann von dreißig Jahren, in dessen Laden Konstanzie vor mehreren Wochen Battist zu Jabots an Mannshemden gekauft hatte. Herr Knox pflegte sonst zwar wenig auf das Naturprodukt einer vergänglichen Schönheit zu achten, und von allen Kunstprodukten waren die gangbaren Münzen ihm die liebsten; allein die liebliche Freundlichkeit, durch welche Konstanzie ihren Reizen den eigentlichen Zauber lieh, bewies auch an ihm ihre Kraft, und spannte seine Aufmerksamkeit auf ihr ganzes Thun und Wesen. Sie sprach über den Battist mit vieler Sachkenntniß, sie maß sehr genau und künstlich aus, wie viele Jabots aus einer Elle von dem Zeuge sich verfertigen ließen; und endlich handelte sie um den Preis wohl eine Viertelstunde lang, trotz einer alten Jungfer. Herr Knox pflegte das sonst wohl übel zu nehmen, diesmal aber — o Liebe, du Wunderthäterin! — überließ er wirklich die Elle Battist, zum ersten Mal in seinem Leben, um den Einkaufspreis, und erschrack selbst nicht wenig darüber, als sie fort war. Er fing an, der Sache weiter nachzudenken; er fand, daß dieses Frauenzimmer, wenn es ihr belieben sollte, viel bei ihm zu kaufen, ihn endlich an den Bettelstab bringen würde, und daß, um solches zu verhindern, es kein besseres Mittel gebe, als Konstanzien zu seinem Associè zu machen, jedoch zuvor an einigen Sonntagen — denn in

der Woche hatte er keine Zeit dazu, — sich nach ihrem Charakter und ihrer Aufführung näher zu erkundigen. Da er nun nichts als Gutes von ihr hörte, so ward der vierte oder fünfte Sonntag zu einem feierlichen Besuch bei ihrem Vater anberaumt, wo er denn auch mit einer weißgepuderten Perücke und in einem braunen Rocke vom feinsten englischen Tuche erschien, als der Brillen-Mann den Alten so eben verlassen hatte.

Herr Knox brachte seine Worte mit gehöriger Breite an den Mann, wobei er das Stockband um den porzellanenen Knopf wohl zwanzigmal auf- und abwickelte. Der Vater, der aus seinen Zollregistern wußte, daß der Handel dieses ehrenfesten Freiwerbers sehr beträchtlich war, entließ auch ihn mit der freundlichen Versicherung, daß sein Gesuch in reifliche Erwägung gezogen werden solle. Mehr hatte Herr Knox nicht erwartet, er würde im Gegentheil sehr heftig erschrocken sein, wenn man ihm mit dem Jawort in's Haus gefallen wäre, denn gut Ding will Weile haben. Er ging daher sehr vergnügt nach Hause, bestellte sich Nachmittags levantischen Kaffee, was er sonst nur an hohen Festen zu thun pflegte, rauchte eine Pfeife Knaster zum Fenster hinaus, und erwiederte die Grüße der Vorübergehenden mit sehr freundlichem Kopfnicken.

Konstanziens Vater hatte, nachdem Herr Knox von ihm geschieden, kaum einige Mal hm! hm! hm! gebrummt, und seine Nachtmütze von der Scheitel auf die Stirn ge-

schoben, als schon wieder ein gekrümmter Finger draußen an seine Thür klopfte. — Herein! — Da öffnete der Klopfer so vorsichtig, als ob er fürchtete, es würden Vögel herausfliegen, und es erschien eine sehr freundliche Jammergestalt, die dem Magister Pankrazius zugehörte, einem entsetzlich gelehrten Manne, der unter andern mit ungeheurem Aufwand von Belesenheit, durch einige tausend Citate gründlich erwiesen hatte, daß Kaiser Karl des Großen Schuhschnallen rund und nicht viereckigt gewesen. Seine Nase verlängerte sich in eine blasse Spitze, seine Augen trugen die Spuren der gelehrten Nachtwachen, und sein ganzes Knochengebäude schien mit einem trockenen Pergament überzogen. Uebrigens war er ein schüchterner, höflicher Mann, der nicht allein keinem Kinde etwas zu Leide that (wie man sehr drollig zu sagen pflegt) sondern auch keinem erwachsenen Menschen. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihm ein Vermögen von fünfzigtausend Thalern hinterlassen, dessen Interessen er jährlich in seltene Ausgaben von Klassikern verwandelte. Sonst brauchte er zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft sehr wenig, fühlte sich bei seinen geringen Bedürfnissen glücklich, und hatte, bis in das vierzigste Jahr, die Mutter der Gracchen ausgenommen, an keine Frau gedacht. Seit Kurzem erst — da seine Augen anfingen, das Licht zu scheuen, und an langen Winterabenden ein stechender Schmerz ihn hinderte, die Zerstörung Troja's von Tryphiodorus, oder Oppian's griechisches Lehrgedicht vom Fisch- und Vogelfange

zu lesen — war er auf den Gedanken gerathen, eine Lebensgefährtin, oder vielmehr eine Stunden-Gefährtin zu suchen. Denn seine eigentlichen Lebensgefährten waren die Todten. Seine Frau sollte weiter nichts mit ihm zu schaffen haben, als ihm durch heitere Laune einige Abendstunden weggaukeln, während er ganz ruhig, mit dem grünen Schirm über die Augen, ihrem muntern Geschwätz zuhorchen wollte. Die übrige Zeit sollte sie still und eingezogen in ihrem Gynäceum verleben. Diesen christlich gelehrten Plan eröffnete er im Vertrauen einer Base, die selbst ein paar artige Töchter hatte, und in deren Hause sich wöchentlich Einmal die muntern Freundinnen ihrer Töchter zu versammeln pflegten. »Kommen Sie auf den Sonnabend zu mir,« sagte die Base, »da haben Sie das Aussuchen unter acht bis neun hübschen Mädchen.«

»Sehr wohl,« erwiederte Pankrazius, »aber muß ich auch mit Ihnen reden?«

»Das ist nicht vonnöthen,« beruhigte ihn die Base. »Sie mögen sich in eine Ecke setzen, den muthwilligen Kindern zuhören, und am Ende diejenige wählen, deren Unterhaltung Ihnen am angenehmsten scheint.« — Herr Pankrazius fand sich am nächsten Sonnabend richtig ein, saß in einer Ecke, wurde von den muntern Mädchen gar nicht bemerkt, hingegen durch Konstanziens heitere Laune ganz bezaubert. Sie war wirklich an diesem Abend sehr liebenswürdig, ihr Auge glänzte von Freude, und ihre schönen Lippen flossen über von Witz und Scherz. — »Jene

dort mit dem grünen Hute,» flüsterte er der Base zu, »habe ich mir erkieſet.»

»Daran haben Sie sehr wohl gethan,» lächelte die Base, »der Himmel segne Ihren Entschluß.» —

»Ach ja!» seufzte er und ging zu Konstanziens Vater, dem er die Sache in zwei wohlgeordneten Perioden vortrug. Im ersten Augenblicke war der Alte ein wenig überrascht, denn er dachte sich des Herrn Pankrazius Knochenfinger in der atlasweichen Hand seiner Tochter. Da aber diese Knochenfinger auf einen Sack mit fünfzigtausend Thaler deuteten, so schob er sehr höflich seine Mütze, und versprach des Gelehrten bescheidene Wünsche Konstanzien an's Herz zu legen. Ein Händedruck beim Abschied preßte dem guten Pankrazius einige Schmerzenstöne aus, und auf dem Heimwege beschloß er, durch ein Traktätlein von einigen Alphabeten zu beweisen, daß das Händedrücken weder bei den Griechen noch Römern Sitte gewesen.

Konstanziens Vater ging im Zimmer auf und ab, rieb sich lachend die Hände, und sprach: Nun, da kann ich ja meiner Tochter diesen Mittag bei jeder Schüssel einen andern Mann vorschlagen.

Ehe aber noch die Suppe aufgetragen wurde, trat ein Jugendfreund, Herr Dürrbein, in's Zimmer, und sobald sein Husten ihn zu Athem kommen ließ, hub er folgender Gestalt an:

»Mein lieber alter Freund, ich bin gekommen, bei dir zu speisen.«

»Sehr wohl, du bist willkommen.«

»Dann hab' ich dir eine Herzensbeschwerde vorzutragen.«

»Ei ei, ich dachte, du hättest nur noch Brustbeschwerden?«

»Eben deswegen. Ich werde alt und mein Husten mehrt sich täglich. Du hast oft über mich Hagestolzen gespottet; ich fange an zu fühlen, daß du Recht hattest. Ein paar Tage in der Woche muß ich das Bett hüten, da brauch' ich Pflege. Nun bin ich neulich, als du das böse Fieber hattest, und ich täglich zu dir kam, mit Vergnügen gewahr worden, daß deine Tochter eine treffliche Krankenpflegerin ist. Du warest ein wenig mürrisch und eigensinnig, aber nicht von deinem Bette ist sie gewichen Tag und Nacht, mit Freundlichkeit hat sie dir alles an den Augen abgesehen, das hat mich innerlich ergetzt, und mir den Gedanken in's Herz gegeben: das wäre eine Frau für dich.«

»So?« sagte der Alte, und machte große Augen.

»Nun, du kennst mich,« fuhr Herr Dürrbein fort, »ich bin ein wohlhabender Mann, und sterbe ich einmal, so vermache ich ihr mein ganzes Vermögen.«

»Sonderbar!« erwiederte der Vater, »du bist heute schon der Vierte, der um meine Tochter wirbt.« Und nun erzählte er ihm, welche Besuche er bereits empfangen, und wie er sie abgefertigt. »Dir,« beschloß er, »muß ich das

nämliche ſagen; du biſt ein reicher Mann wie jene, ich habe gegen dich ſo wenig einzuwenden als gegen jene. Darum laß ich meiner Tochter freie Wahl.“

Sobald der huſtende Freund ſich entfernt hatte, wurde Konſtanzie herbei gerufen, und in die Gallerie ihrer Anbeter geführt. Anfangs lachte ſie über alle Freier, doch dadurch ließ der Vater ſich nicht abſchrecken, denn er wußte ſehr gut, daß die Mädchen oft über Männer lachen, die ſie nachher recht gern heirathen. Er führte ihr ſein Alter zu Gemüthe, und redete ihr beweglich zu, ihm die Freude zu machen, ſie noch vor ſeinem Ende verſorgt zu ſehen; er bewies ihr zugleich, daß ſie auf Huldmann in den nächſten zehn Jahren nicht rechnen könne. Da er nun eine große Gewalt über ihr weiches, kindliches Herz beſaß, ſo bewog er ſie endlich zu einer Wahl. Daß dieſe auf den jungen Novalis fiel, läßt ſich vermuthen, denn von den vier Freiern glich er doch immer noch am meiſten ihrem Ideale. Sein Glück wurde ihm kund gethan, überraſchte ihn aber nicht, denn er hatte ohnehin nicht daran gezweifelt. Konſtanzie ſagte ihrem Geliebten ſchriftlich ein wehmüthiges Lebewohl, und gab dem Brillen-Mann ihre Hand.

Aber noch waren die Flitterwochen nicht verfloſſen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen ſchwimmend zu ihrem Vater in's Zimmer ſtürzte, ſich zu ſeinen Füßen warf, und ihn um der Aſche ihrer Mutter willen anflehte, ſie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenloſen Egoismus ihres Mannes, über die Geringſchätzung, mit

der er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust, Branntwein und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit. — Noch hatte der Vater nicht zum Worte kommen können, als auch schon der Brillen-Eidam herein trat, und mit großer Gelassenheit erklärte: er könne seine Frau nicht behalten, da er sich gänzlich in ihr geirrt. In dem Hörsaal eines großen Dichters habe er sie zuerst gefunden, aus ihrer gespannten Aufmerksamkeit auf eine höhere Bildung, die der seinigen gleiche, geschlossen, nun aber finde sich, daß sie gar keinen Sinn für die Kunst habe; sie werde entzückt durch Wieland und lache über seinen Namensvetter Novalis; kurz, ihr beiderseitiger Geschmack sei allzu heterogen, und daher am besten, ihr Band je eher je lieber aufzulösen.

Der Vater, stolz auf seine Tochter, und gerührt durch ihre Thränen, willigte augenblicklich ein, und die kurze Ehe ward getrennt. »Aber,« fragte er einige Wochen nachher Konstanzien, »erkläre mir doch, wie ging es zu, daß du jene Vorlesungen so eifrig besuchtest, und den Brillenmann dadurch zu Trugschlüssen verleitetest?«

»Ach, lieber Vater!« erwiederte Konstanzie, »es war Huldmann's Wunsch, ich that es ihm zu Liebe.« — Der Vater schüttelte den Kopf und schwieg. Aber es drückte ihn heimlich. So lange die schöne Frucht am Baume hängt, dachte er bei sich selbst, lockt sie den Vorübergehenden; liegt sie aber erst gebrochen, mit den Spuren fremder Zähne — wer hebt sie auf?

So dachte jedoch Herr Knox keineswegs; kaum hatte er vernommen, daß Konstanziens Herz eine freie Waare sei, um die man wieder feilschen dürfe, als er am nächsten Sonntage seine ehrenfeste Anwerbung erneuerte. »Ich wußte wohl,« setzte er lächelnd hinzu, »daß die junge Person zu der heutigen kuriosen Raserei keine Neigung trage, sondern vielmehr zu einer sparsamen, sittsamen Hausfrau von dem allmächtigen Schöpfer gebildet worden.« — Ein Jahr früher würde Konstanzie geantwortet haben: »Mein lieber Herr Knox, wenigstens hat der allmächtige Schöpfer mich nicht für Sie gebildet.« Doch nun, da sie dem Vater Sorgen in's Haus gebracht, und täglich den Wunsch, sie wieder vermählt zu sehen, in seinen auf ihr ruhenden Blicken las; jetzt überwand sie ihren Widerwillen, und folgte, wie ein geduldiges Lamm, Herrn Knoxen zum Altare.

So wenig Reize auch des neuen Gemahls Wohn- und Schlafzimmer für sie hatte, so anziehend hingegen schien ihr sein Kramladen. Bänder, Spitzen, ostindische Zeuge, Lyoner Waren und Quincaillerie, welch ein glänzendes Gemisch! welche unwiderstehliche Versuchung für die weibliche Eitelkeit, durch Liebe nicht gezügelt. Herr Knox, der nur um die Mittagsstunde aus seinem Laden kam, und selbst bei Tische noch zu rechnen pflegte, überließ die junge hübsche Frau der gefährlichen Langenweile, und hatte noch von Glück zu sagen, daß sie diesen Feind der ehelichen Treue blos durch Putzen vertrieb. Aber freilich putzte sie

ſich auch den ganzen Tag, die koſtbarſten Waren verſchwanden ihm unter den Händen, und ſo oft eine neue Kiſte vom Zollhaus gebracht wurde, ſtand Madame ſchon auf der Lauer, um beim Auspacken das Beſte für ſich zu wählen.

Herr Knox runzelte anfangs die Stirne, ſchüttelte den Kopf, brummte in den Bart, das half nichts. — Er verſuchte Bitten, Vorſtellungen, das half wenig. Er ſchalt, fluchte, drohte, da machte es Konſtanzie noch ärger. »Sehr wohl, Madame,« ſprach er eines Montags, als ſie eben wieder einen Spitzen-Shawl gekapert hatte, »bis künftigen Sonntag halte ich es noch aus, aber keine Stunde länger.« — Madame verſtand ihn nicht, und hielt es auch nicht der Mühe werth, über irgend etwas nachzudenken, das ihrem Gemahl zu ſagen beliebte. Sie putzte ſich in dieſer Woche, wie ſie ſich in allen vorigen geputzt hatte; als aber der Sonntag kam, da putzte ſich Herr Knox auch und ging zu ihrem Vater. »Willkommen, Herr Sohn,« rief ihm dieſer entgegen, »was bringen Sie Gutes?«

»Nichts Gutes, Ew. Wohledeln; mein gänzlicher Ruin iſt vor der Thür.«

»Ich will nicht hoffen! haben Sie eine unglückliche Spekulation gemacht?«

»Ach leider ja! als ich mit Dero Frau Tochter in die eheliche Gemeinſchaft trat,« und nun hub er an zu erzählen, wie er vermeint habe, eine ſpar- und tugendſame, mit Handelsgeiſt begabte Hausfrau heimzuführen, indem ſel-

bige als Demoiſelle um eine Elle Battiſt ſo vortrefflich gehandelt, und deſſen Eintheilung in möglichſt viele Jabots ſo kunſtreich angeordnet, daß ihm ſogleich ſein Herz darob entbrannt, und die einträglichſten Hoffnungen daraus geſchöpft habe; nun aber mache ſie es ſo und ſo — dabei gerieth Herr Knox in Hitze, malte das Bild mit allzu grellen Farben aus, und ließ ſich ſogar unzierliche Scheltworte entſchlüpfen.

Konſtanziens Vater war ein ſanfter Mann und ſchwer aus dem Gleichgewichte zu bringen; doch wer ſeine Tochter ſchalt, der griff ihm an die Seele. »Genug, mein Herr! Schicken Sie mir Ihre geweſene Frau!« rief er mit glühender Wange und feurigen Augen, indem er den geputzten Eidam bei der Bruſt nahm, und ihn zur Thür hinaus warf. »Ich werde, ſo ließ dieſer auf der Treppe ſich noch vernehmen, »zu einer ſchicklichen Alimentation mich billig finden laſſen.«

»Gehen Sie zum Teufel!« fluchte der Alte hinter ihm her, »ich habe, Gott ſei Dank, noch genug, um mein einziges Kind zu ernähren.« — Gott ſei Dank! wiederholte Herr Knox unten vor der Hausthür, und Gott ſei Dank! murmelte er wohl noch zwanzigmal, ehe er ſeine eigene Schwelle betrat. — Mit einer Miſchung von Schrecken und Freude hörte Konſtanzie ihr Urtheil, faßte ſich ſchnell, warf ihm leichtes Herzens den ganzen Plunder hin, der bisher ihren einzigen Lebensgenuß ausmachte, und floh in die Arme ihres Vaters, wo ſie bald Ruhe und Zufrieden-

heit wieder fand, indem sie sein Hauswesen unverdrossen mit Ordnung und Sparsamkeit verwaltete. Von ungeregelter Eitelkeit schien jede Spur verschwunden.

»Aber sage mir nur, Konstanzie,« hub einst der Alte freundlich an, »wie in aller Welt geht es zu, daß du in deines Mannes Hause eine verschwenderische Modenärrin warst, bei mir hingegen eine sorgsame, treffliche Wirthin bist?«

»Mein guter Vater,« erwiederte Konstanzie, indem sie seine Hand zärtlich an ihre Lippen drückte, »das macht, weil ich Sie liebe.«

»Als du aber den Battist in seinem Laden kaufteſt, nicht wahr, da stelltest du dich nur so wirthschaftlich, um ihn zu fangen?«

»Bewahre der Himmel, mein Vater! ich kaufte für Huldmann, der mich darum gebeten hatte.«

»So so, nun versteh' ich!« sagte der Alte, und wandte sich von ihr, um einen Seufzer zu ersticken, und ein Lächeln zu verbergen.

»Wissen Sie auch schon,« fragte die Base den gelehrten Vetter Pankrazius, »daß Ihre schöne Konstanzie wieder frei ist?«

»Ei wirklich? Ist Herr Novalis gestorben?«

»Herr Novalis? — Mein Gott, von dem wurde sie ja drei Monat nach der Hochzeit geschieden, und heirathete den Kaufmann Knox, der es auch nur ein halbes Jahr mit ihr ausgehalten hat.«

»So? — Ei! — Von alle dem habe ich nichts gewußt.» — Der gute Mann sprach die Wahrheit, denn was nicht im Intelligenzblatt der Literatur-Zeitung bekannt gemacht wurde, das erfuhr er auch nicht. Indessen dankte er der geschwätzigen Frau Base mit besonderer Freundlichkeit um so mehr, da — wie er seufzend hinzufügte — seine Augen bei Lichte immer schwächer würden.

»Wie!» rief die Base erstaunt, »Sie wären im Stande, es dennoch mit ihr zu wagen?»

»Warum nicht?» versetzte Pankrazius, »die muntere Person hat zweimal das Unglück erfahren, auf einen Platz gestellt zu werden, für welchen die Natur, jene alma mater, sie nicht gebildet hatte. Sie sollte einen Dichterling bewundern, das konnte sie nicht. Sie sollte einem Krämer helfen zusammenscharren, das konnte sie noch weniger. Allein durch muntere Laune, Witz und Scherz einen Gelehrten unterhalten, nach wichtigen Arbeiten ihm Erholung gewähren, dazu wurde sie geschaffen.» — In dieser Ueberzeugung machte Herr Pankrazius seine Wünsche der schönen Madame Knox dieses Mal schriftlich bekannt, und zwar im gedrängten Stil des Tacitus, welchen zu erreichen er sich stets befleißigte. Unglücklicher Weise bediente er sich auch dabei seiner gewohnten Abbreviaturen, so daß Konstanzie viele Mühe hatte, zu errathen, was er wollte. Als aber endlich das Blatt entziffert war, da schauderte sie und gab es ihrem Vater, der eben an einer Erkältung litt, in der seine Hypochondrie die ersten Spuren der Was-

ſerſucht erblickte. »Ich forſche nicht nach deiner Geſinnung,« hub er nach einer Pauſe an, »denn ich leſe ſie in deinen Augen; aber — (hier füllten Thränen die ſeinigen) — gedenke deiner Zukunft und meiner Sterbeſtunde!« — Des Vaters Thränen vermochte Konſtanzie nicht zu widerſtehen; um die zu trocknen, war kein Opfer ihr zu ſchwer. Sie willigte in das ſchwerfällige Geſuch. Auf Glück zählte ſie freilich nicht; nur ein erträgliches Leben hoffte ſie zu führen. Die Zerſtreuung, die ihr einſt des Kaufmanns Modekram gewährte, wollte ſie nun aus der gelehrten Bibliothek ſchöpfen. Doch, als ſie zum erſten Mal dies Heiligthum betrat, fand ſie zwar Bücher genug, aber kein einziges für ſie lesbares. Die Klaſſiker, die Kirchenväter, die Polemiker und die Exegeten, ſämmtlich angethan mit ſchweinsledernen Gewändern, runzelten die Stirnen ihr entgegen, und wollte ſie leſen, ſo mußte ſie zu einer Leih-Bibliothek ihre Zuflucht nehmen, wie ein Durſtiger in der Wüſte, der allenfalls auch Schlamm trinkt. Gleichwie Herr Knox erſchien auch Pankrazius nur beim Mittagseſſen. Jener rechnete, dieſer hatte ſich das Leſen bei Tiſche angewöhnt; rechter Hand neben ſeinem Teller lag ſtets ein aufgeſchlagenes Buch, dem er ſeltene Blicke für den Teller, keinen für die gähnende Hausfrau abſparte. Nur ſo bald die Fledermäuſe herum zu flattern begannen, kroch auch er aus ſeinem Studirwinkel hervor, und erſchien mit grün gewapneten Augen in Konſtanziens Gemach, dann pflanzte er ſich gemächlich neben den Ofen, und

ſprach mit einer trockenen Katheder*ſtimme: Nun ſei man ſo gefällig, mir etwas Poſſen vorzumachen.

Die arme Frau! Sie verſuchte es einige Mal, aber es ging ihr wie dem Schmetterling, dem rohe Knaben den Farbenſtaub von den Flügeln ſtreiften: um ſein leichtes Gaukeln iſt's geſchehen. Sie hatte den beſten Willen, ihn zu unterhalten, und da ihre heitere Laune ſie verlaſſen, wollte ſie zu fremdem Witz ihre Zuflucht nehmen, ja ſie verſuchte ſogar ihm Falk's Groteſken vorzuleſen. Leider gerieth ſie da auf eine Steppe, die ſelbſt dem trockenen Pankrazius zu ſandig war, und da er ſie mit einiger [illegible]erkeit fragte, aus welcher Jahrmarktsbude, oder von welchem Handwerksburſchen ſie dieſes Büchlein gekauft? ſo wurde ſie empfindlich, las nicht mehr, ſprach wenig, gähnte viel, und beide ſeufzten nach dem Glockenſchlag der zehnten Stunde, um, in Ermanglung anderer Arme, dem tröſtenden Schlaf in die Arme zu ſinken.

Täglicher Unmuth war beider Los. Pankrazius hatte eine Frau, deren Unterhalt ihn zwang, manches theure Buch weniger zu kaufen, und auf deren geiſtreiche Munterkeit er vergebliche Rechnung gemacht. Konſtanzie hatte einen Mann, bei dem des Lebens Luſt und Kraft vertrocknete, wie die Körper im Bleikeller zu Bremen. Dennoch dachte er an keine Scheidung, weil er Aufſehen und Weitläufigkeiten ſcheute, und ſie war entſchloſſen, ihre Bürde lieber bis in's Grab zu tragen, als ihren guten Vater noch einmal zu bekümmern.

Aber ihre schwindende Schönheit, das verlöschende, oft verweinte Auge, verriethen dem jetzt gefundenen Alten nur zu deutlich seines Lieblings freudenloses Daseyn, und als er sah, daß sie das Schweigen nicht brechen wollte, brach er es selber. Unerwartet trat er eines Abends in des gelehrten Eidams Zimmer, fand ihn am Ofen schlummernd und Konstanzien auf dem Sofa in Thränen, die sie schnell zu verbergen suchte. »Kinder,« sagte er, »ihr seid beide nicht glücklich. Seid so ehrlich, zu bekennen, ihr habet euch in euren Erwartungen getäuscht. Nehmt Abschied von einander und trennt euch ohne Groll.« — Die Hastigkeit, mit der Konstanzie ihren Vater umarmte, die heißen Thränen, mit welchen sie seine Wange befeuchtete, bewiesen mehr als zu deutlich, daß er sie errathen. Herr Pankrazius trug in einigen wohlgerundeten Perioden seine freundliche Bejahung vor, und Konstanzie glich einem erstarrten Vögelein unter einer Luftpumpe, das nach und nach wieder Athem schöpft, die Flügel schlägt und fröhlich davon flattert. In ihres guten Vaters Hause kehrten bald Gesundheit, Schönheit, Munterkeit zurück.

»Aber, liebes Kind,« sagte der Alte in einer heitern Stunde, als sie ihn eben froh umgaukelt hatte, »hättest du nur die Hälfte dieses heitern Sinnes in deine Ehe mit Pankrazius gebracht, er würde sich glücklich gefühlt haben. Warum bist du denn bei mir so unerschöpflich an heitern Scherzen? Warum warst du es nicht bei ihm?«

»Ich liebe Sie, mein Vater,« sprach Konstanzie mit nassen Augen, »ihn liebte ich nicht.«

»Kind, du ſchmeichelſt mir. An jenem Abende, da deine Munterkeit zuerſt ſein welkes Herz durch das Verlangen, dich zu beſitzen, ausdehnte, da war ich doch nicht gegenwärtig?«

Konſtanzie erröthete. »Sie nicht, mein Vater, aber Huldmann, ihm wollt' ich gefallen, weil ich ihn liebte.«

»Schon wieder Huldmann,« murmelte der Alte, und ſein Gewiſſen verſtimmte ſeine Laune, denn es machte ihn den Vorwurf, das Glück der Liebe gehindert zu haben, das allein dem Manne ein gutes Weib ſchafft und erhält. Gern hätte er jetzt den Jüngling zurück gerufen, von dem er durch die dritte Hand erfahren, daß auch er mit gleicher Treue noch immer an Konſtanzien hänge; doch Huldmann, der indeſſen ein wackerer Geſchäftsmann geworden, hatte zwar von ſeiner Geiſtes-Verrenkung wenige Spuren, wohl aber die ehemalige Armuth zurückbehalten; ſein Amt, das, wie alle nützliche Aemter, wenig eintrug, ſetzte ihn außer Stand, die Liebe vor Hunger zu ſchützen. Ein Glück für den alten Dürrbein, der ſeinem Jugendfreunde vertraute, daß ſein Huſten immer ſchlimmer werde, und daß er mehr als jemals eine Krankenwärterin bedürfe. »Du begreifſt,« fügte er huſtend hinzu, »daß zwiſchen mir und deiner Tochter von keiner eigentlichen Ehe die Rede ſein kann. Nimmt ſie mich, ſo wechſelt ſie blos den Namen und wird meine Tochter.«

»Thu' was du willſt,« ſagte der Vater zu Konſtanzien. »Freilich ſind deine Ausſichten trübe: — ich bin alt, — du

biſt von drei Männern geſchieden und arm; — ich kenne dein Herz, aber wenn ich ſterbe, ſo bleibt dir nichts, als der Ruf einer Frau, mit der kein Menſch auskommen kann. — Herr Dürrbein hat nur noch kurze Zeit zu leben, — er will dir ſein anſehnliches Vermögen zuſichern, — nach ſeinem Tode könnteſt du vielleicht den Mann deiner Wahl beglücken; — aber thu', was du willſt."

Den letzten hingeworfenen Wink fing Konſtanzie durſtig auf, und eilte als pflegende Tochter an Herrn Dürrbein's Lager. Zwar fand auch dieſer vierte Mann ſeine Erwartungen nicht ganz erfüllt, denn die Sorgfalt und Zärtlichkeit, die er einſt an ihres Vaters Krankenbette beobachtet hatte, fand er an dem ſeinigen nicht wieder. — Ach! ſie liebte ihn ja nicht wie ihren Vater! — indeſſen that ſie doch ihr Möglichſtes, ihm zu verbergen, daß nur Pflicht, nicht Liebe ſie beſeele, und der gute Dürrbein erkannte ihr Beſtreben dankbar. Er ſetzte ſie zur Univerſal-Erbin ein, ja, was noch mehr, er war ſo gefällig, nach vier Monaten dieſe Zeitlichkeit zu ſegnen, und ein Jahr nachher, war die junge, reiche, ſchöne Witwe, Huldmann's glückliche Gattin.

»Der arme Huldmann!" ſpöttelte Novalis, »er hat Sinn für die Kunſt, aber ſie —"

Herr Novalis irrte, denn wenn es dem wackern Huldmann zuweilen widerfuhr, auf die alten Kunſt-Irrwege zu gerathen, ſo hüpfte Konſtanzie fröhlich mit, und ſchwärmte ſo närriſch als er.

»Der arme Huldmann!« seufzte Knox, »die Frau wird ihn zum Bettler machen.«

Herr Knox irrte, denn weise Sparsamkeit zog in die neue Wirthschaft, und Konstanzie putzte sich blos für ihren Gatten, der ein einfaches Gewand allem Flitterstaat vorzog.

»Der arme Huldmann!« sprach Pankrazius, »ich höre, er hat ein saures Amt; bei der melancholischen Frau wird er sich nicht erholen.«

Herr Pankrazius irrte, denn wenn der Geschäftsmann Abends erschöpft in den Kreis seiner Familie trat, so lachten ihm Heiterkeit und Frohsinn aus den funkelnden Augen seiner Gattin, aus den Flachsköpfen seiner Kinder entgegen. Die Blicke weidend, saß der Greis in ihrer Mitte, und rief bewegt: »Konstanzie! wie geht das zu?«

Sehr natürlich, mein Vater, denn ich liebe ihn!

Die kleine Tirolerin.

(Eine Skizze.)

1. Das kleine Stück Brot.

Ich — wer ich bin, thut hier nichts zur Sache, — ich wurde dem alten Herrn von Eberstein als ein Mann empfohlen, der seinen einzigen Sohn wohl auf Reisen führen könne. Der alte Herr von Eberstein war vormals ein Kaufmann, und hieß schlechtweg Eber; nachdem er aber stein-

reich geworden, ließ er noch einen Stein an seinen Namen hängen, damit er so schwer wiegen möchte, als sein Gold. Mit dem schweren Golde kaufte er schöne Güter, die er eine Herrschaft nannte, denn herrschen ist aller Menschen Ziel und Streben, wie Helvetius beweiset. Er herrschte auch über seine gute sanfte Frau, jetzt seine Gemahlin und gnädige Frau, die aber das adeliche Wapen nur zum Schmuck ihres Sarges empfangen zu haben schien. Sie hinterließ ihr Ebenbild, einen liebenswürdigen Knaben, Ferdinand, aus dem ein wackerer Jüngling wurde. Vor dem Antritt seines reichen Erbes sollte er, nach löblicher Sitte, auf Reisen gehen, um die neuen Wunder in Frankreich, und sonst noch allerlei zu schauen. Ein Bierbrauer, dem ich einst gratis ein Hochzeit-Carmen verfertigt hatte, empfahl mich einem dicken Freunde des alten Herrn von Eberstein, der gerne Bier trank, und folglich wurde ich Ferdinand's Hofmeister. Die Reise-Anstalten waren schnell gemacht, man gab uns Reichard's Guide des voyageurs, blanke Dukaten, und ein Taschenbuch voll Wechsel mit auf den Weg. Wir durchkreuzten Europa, verzehrten alles, und noch etwas darüber, lernten die Landstraßen kennen, und verfluchten die sächsischen. Auf der Heimreise erfuhren wir, daß der alte Herr gestorben sei, und beschleunigten die Rückkehr, um die Herrschaft in Besitz zu nehmen.

Als wir noch zwei Tagereisen von der Heimath entfernt waren, überfiel uns eines Abends ein heftiges Gewitter. Wir ließen vor einer Dorfschenke halten, und gingen hin-

ein, um den Sturm vorüber ziehen zu lassen. In der Stube saß ein Mann mit einer rechtlichen Physiognomie, aber seine Kleider schienen durch Zeit und Mangel, sein Gemüth durch Leiden zerrissen. Das graue Haar hatte nur der Kummer dem Greise abgeborgt. Er aß mit großem Appetit ein Stück schwarzes Brot, welches er, wie Hungrige zu thun pflegen, von allen Seiten betrachtete. Neben ihm stand ein kleines Mädchen, eben so armselig bekleidet, das mit gleicher Eßlust ein Stück Brot bearbeitete, und früher damit fertig wurde, als der sparende Mann. »Vater,« sprach das Kind, »ich bin noch hungrig, gib mir mehr Brot.« — Da gab der Vater ihm sein eignes Stück Brot vom Munde weg, und sah recht freundlich dazu aus. Aber das kleine Mädchen erschrack und sah den Vater ängstlich an. Als der sich abwandte, betrachtete das Kind das angebissene Stück Brot mit sichtbarer Wehmuth, und seine großen blauen Augen wurden feucht. Doch es verschleuderte seine Thränen, versuchte gleichsam einige Mal hinter des Vaters Rücken zu lächeln, und als es meinen mochte, das sei ihm gelungen, schmiegte es sich spielend an den Vater und sagte: »es ist mir doch zu viel, ich bin satt, — iß du selber.« »Ich bin auch satt,« erwiederte der Mann, »iß du mein Kind.« — »Nein ich mag nicht mehr,« rief das kleine Mädchen, legte das Brot dem Vater auf den Schooß und hüpfte hinaus. Ein Zug wehmüthiger Bitterkeit fuhr wie ein kalter Wind über das blasse Gesicht des Mannes, er steckte das Brot in seine Tasche,

und mit dem Stabe, auf den er die trockenen Lippen heftete, schien er einen Seufzer zurück zu drängen.

Ferdinand, dem von dieser stillen Scene nichts entgangen war, trat bewegt vor den Fremden. »Darf ich fragen, wer Sie sind?« — Ein Reisender, sagte der Mann, indem er meinen Zögling zwar bescheiden, doch befremdet, ansah.

»Ich frage nicht aus Neubegier,« fuhr Ferdinand fort, »Sie scheinen Hilfe zu bedürfen, und zu verdienen.«

Der Fremde. Ich sehe freilich aus wie ein Bettler, aber ich bin keiner.

Ferdinand. Auch habe ich Ihnen kein Almosen angeboten, ich sprach nur von Hilfe.

Der Fremde. Hilfe? Ja freilich, Hilfe thäte mir Noth, oder vielmehr meinem Kinde. —

Bei den letzten Worten zitterte seine Stimme.

»Fassen Sie Vertrauen zu mir,« sprach Ferdinand mit einem Tone, der ein Erbtheil von seiner guten Mutter war. Ihm widerstand der Fremde nicht.

»Ich bin ein Tiroler,« sagte er nach einer Pause, »im letzten Kriege wurde ich dreimal geplündert, der Schrecken tödtete mein Weib, und in einer brennenden Scheune verlor ich mein jüngstes Kind. Ich konnte mich nicht wieder aufraffen. Ein kinderloser Verwandter in Schwaben lud mich ein, zu ihm zu kommen, er wolle meine kleine Thereſe zur Erbin einsetzen, und ich solle Verwalter auf seinem Gute werden. Das hob mich wieder, denn ich verstehe die

Landwirthschaft. Ich machte mich zu Fuße auf den Weg, aber mit dem zarten Kinde ging es langsam. Es währte einige Monate, ehe wir zum Vetter kamen, der war todt, hatte kein Testament hinterlassen, und nähere Erben wiesen mich zurück. So bin ich denn nun wieder auf dem Heimwege begriffen, und helfe mir durch, so gut es gehen will. Der Weg ist freilich noch sehr weit, doch bin ich nur erst wieder in meinen lieben Bergen, dort kennen mich die Leute, dort werde ich Arbeit finden, wenn auch nur als Knecht bei einem braven Bauer.»

»Da Sie Ihr Vaterland ohnehin verlassen wollten,» sagte Ferdinand, »so biete ich Ihnen eine Zuflucht auf meinen Gütern an; die sind groß, an Arbeit soll's nicht fehlen.»

»Plötzlich verklärten sich des Mannes Züge; er wollte reden, er stammelte, mit beiden Händen ergriff er Ferdinand's Hand, sah ihm andächtig in's Gesicht, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Das kleine Mädchen war indessen wieder hereingeschlichen, hatte mit scheuer Neubegier zugehorcht, und als es den Vater weinen sah, fing es an zu schluchzen. Ferdinand war sehr gerührt, wollte sich wegwenden, konnte aber die Hand nicht losreißen.

»Thereſe!» rief endlich der Fremde, »was sagte ich heute, als wir das Bild am Wege fanden, auf dem ein Wanderer, gleichsam durch einen Engel, aus großer Gefahr gerettet wurde?»

»Gott wird auch uns helfen!» stammelte das Kind.

»Gott hat geholfen!« erwiederte der Alte feierlich, ließ Ferdinand los und faltete beide Hände. Mein Zögling eilte hinaus. Nun mußte ich dem Manne erzählen, wer der gute Fremde sei, wo er wohne, welche Güter er besitze. Indessen war das Kind leise dem Wohlthäter gefolgt, den es an der Thüre fand, mit dem Schnupftuch vor den Augen. Traulich schmiegte es sich an ihn, dankte ihm mit einer Engelsstimme, und bat ihn, er möchte dem Vater etwas zu essen geben lassen, aber ja nicht verrathen, daß er darum gebeten worden. »Willst du denn nicht auch essen?« fragte Ferdinand. — »Nein, ich bin so fröhlich, mich hungert nicht.« — Wir aber stellten uns, als ob wir hungrig wären, der Wirth mußte auftischen, was er im Hause hatte; wir luden die neuen Bekannten zu Gaste, Wein wurde aus dem Wagen geholt. Das erquickte den Fremden sichtbar. Des Kindes Augen hingen nur am Vater und glänzten vor Freuden.

»Wie alt ist die Kleine,« fragte Ferdinand. —

Acht Jahre. —

»Es ist ein gutes Kind,« sagte mein Zögling, und nickte ihm freundlich zu.

---

2. Das Blumen-Gärtchen.

Unser geräumiger Wagen faßte die Gäste bequem, und ihr Gepäck beschwerte uns nicht. Während der kurzen Reise lernten wir an Joseph Drommer — so hieß der Mann — einen Tiroler kennen, der dem guten Rufe seiner biedern

Landsleute vollkommen entsprach, und, so wie jenes treuherzige Volk, den Natur-Adel empfangen hatte. Auch verrieth er bei jeder Gelegenheit so viele Kenntniſſe von der Landwirthſchaft, daß der Gewinn von Ferdinand's guter Handlung offenbar ihm ſelbſt verblieb. Das Kind war ſanft, heiter, ſah jedes kleine Bedürfniß dem Vater an den Augen ab, und wenn er dann und wann im Wagen entſchlummerte, ſo verſcheuchte es ihm die Fliegen, wenn es gleich vor Müdigkeit oft ſelber die Augen kaum offen halten konnte. An Ferdinand hingen des Kindes Blicke mit herzlicher Andacht, und es haſchte nach jeder Gelegenheit, ſeine dankbare Liebe zu beweiſen. Als er einſt, während des Pferdewechſels, über Zahnſchmerzen klagte, war Thereſe unbemerkt fortgeſprungen, Niemand wußte wohin. Die Pferde ſtanden vorgeſpannt, wir ſuchten ſie, wir riefen lange vergebens; ſchon wurden wir ärgerlich, da kam ſie endlich aus einem Geſträuch hervor, zog mich bei Seite, gab mir ein Würmchen, das Siebenpunkt heißt, und erſuchte mich, den guten Herrn zu bitten, daß er es zwiſchen den Fingern quetſche, und auf den Zahn lege, das helfe gewiß. Sie ſelbſt aber getraue ſich nicht, es ihm zu geben.

Wir langten glücklich auf Ferdinand's Gütern an. Den Verwalter des Hauptgutes Schloß Eberſtein, einen alten Diener ſeines Vaters, konnte oder wollte er nicht abſchaffen, aber eine Viertelmeile von da, auf einem andern Gute, ſtand ein artiges kleines Haus, mit allem Nöthigen verſehen. Dahin ſetzte er den ehrlichen Joſeph Drommer

als Unterverwalter, und ſah bald ſein Vertrauen gerechtfertigt. Unter Drommer's Händen wuchs und gedieh alles vortrefflich, neue Pflanzungen gingen aus Moräſten hervor. Nur ſtand die Begierde, ſich dankbar zu zeigen, nicht im Verhältniß mit ſeinen erſchöpften Kräften; überſpannter Eifer warf ihn nach einem halben Jahre auf's Krankenbett, und führte ihn ſchnell an des Grabes Rand.

In den erſten Tagen wußten wir nichts davon, denn er hatte verboten, nach Schloß Eberſtein zu ſenden, vermeinend, es werde wohl bald vorübergehen. Als aber das Fieber heftiger wurde, und er irre redete, da lief das erſchrockene Kind aus dem Hauſe, kam blaß und athemlos zu uns, und erzählte ſchluchzend: der Vater wolle ſterben. Ferdinand ſandte ſogleich einen Poſtzug nach der Stadt, den Arzt zu holen, und eilte ſelbſt mit Thereſen hinüber. Der Arzt kam und half. Ferdinand bezahlte ihn reichlich; er that mehr, denn er wich nicht von Drommer's Lager, bis er ihn außer Gefahr ſah. Als er nun gehen wollte, klammerte ſich das Kind um ſeine Knie, und wollte danken, und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: »ich will Zeitlebens für Sie beten!«

Bald darauf fuhren wir nach der Reſidenz. Ferdinand hatte ein Blumengärtchen, das er ſelbſt mit großer Liebe pflegte. Der Gärtner, ſo kunſtverſtändig er auch war, durfte keinen Fuß hineinſetzen, denn es machte meinem Zögling Freude, ſagen zu können: jede dieſer Blumen habe ich ſelbſt gezogen. Als er nun aber auf einige Monate verreiſen

wollte, da ließ er den Gärtner rufen, und band ihm sein Gärtchen auf die Seele.

Leider war der Mann dem Bacchus noch mehr zugethan als der Flora. Während unserer Abwesenheit, von Niemand bemerkt, ergab er sich dem Trunke mehr als jemals, ließ alles drüber und drunter gehen, erschrack darüber in einem nüchternen Augenblicke, und lief davon. Als wir nach Hause kamen und durch den Park fuhren, wurden wir die Verwüstung schon gewahr. Alles verdorrt, vergraſ't, von Maulwürfen durchwühlt; die Gegend glich dem Vorhof einer öden Burg, in der nur Gespenster hausen. »Ach! mein armes Gärtchen!« rief Ferdinand, und, kaum aus dem Wagen gestiegen, eilte er dahin. Siehe, da blühte alles lustig, kein Unkraut war zu sehen, jede Blume aufgebunden, jede begossen.

»Gottlob!« sagte Ferdinand, »wenigstens hat er doch mein Gärtchen treulich besorgt.« »Mit nichten, gnädiger Herr,« so ließ der Hausknecht sich vernehmen, der hinter ihm stand; »hieher ist er gar nicht gekommen; aber die kleine Thereſe ist alle Tage zweimal von Aſchershausen herüber gelaufen, und hat gejätet, begossen, und emsig viele Stunden lang ihr Wesen getrieben.«

»Das gute Kind!« sagte Ferdinand, »Aſchershausen liegt eine starke Viertelmeile von hier, und Thereſe ist kaum neun Jahre alt!«

3. Die Räuber.

Er hatte das kleine Mädchen recht lieb, und beſchenkte es oft mit allerlei Spielwerk, auch Kleinigkeiten von Werth, Halsbänder, Schaumünzen und dergleichen. Gewöhnlich machte ihr das große Freude, aber nicht immer. Wenn zum Beiſpiel der Vater, an Ferdinand's Geburtstage, ſie wohl geputzt herüberſchickte, um einen gereimten Glückwunſch herzuſagen, den der alte Prediger zuſammengeſtoppelt hatte, ſo ſchien ſie das nicht gern zu thun, war immer ſehr verlegen dabei. Hatte ſie nun vollendet, und ſchloß Ferdinand ſeinen Schreibtiſch auf, um ein Geſchenk für ſie heraus zu holen, ſo brannte etwas in ihrem Auge, das faſt dem Unwillen ähnlich ſah; ſie nahm ſchweigend, machte mit niedergeſchlagenen Blicken einen tiefen Knix, und ſchlich ſtill davon. Wenn ſie aber in kindlicher Fröhlichkeit um ihn her hüpfte, mit ſeiner Uhrkette ſpielte, was ihr neu war, anſtaunte, und er es ihr mit den Worten gab: »Behalt' es zu meinem Andenken!« oder wenn er aus der Stadt kam, und rief: »komm her, Thereſe! ich habe dir auch etwas mitgebracht. Siehſt du, daß ich immer an dich denke,« — ſo nahm ſie das Geſchenk mit Freuden, zeigte es aller Welt, trug ſich lange damit, und legte es endlich zu den übrigen, in ein ſchönes buntes Käſtchen, das ihr der Vater zu dieſem Behufe hatte kaufen müſſen.

Der alte Verwalter war nun geſtorben, und Joſeph Drommer an deſſen Stelle getreten, wohnte alſo jetzt auf dem Schloſſe, und das Kind umgaukelte Ferdinand, ſo

oft er ſich blicken ließ. Aber ein neugebornes Zartgefühl ſagte Thereſen ſchon damals, man müſſe auch durch Liebe nicht läſtig werden; ſie wußte es ihm an den Augen abzuſehen, wenn er geſtimmt war, mit ihr zu ſpielen, und hielt ſich ſchüchtern fern, wenn kein freundlicher Blick ſie beherzt machte. Fuhr Ferdinand nach der Stadt, welches oft geſchah, ſo hatte ſie ſich ſtillſchweigend ein Recht auf ſein Gärtchen erworben, und keine Witterung hielt ſie dann zurück, emſig daran zu arbeiten.

Damals machten Räubereien, des Krieges Nachwehen, die Gegend unſicher. Eines Tages hatten wir uns in der Stadt verſpätet, es war ſchon dunkel, als wir in den Wald kamen, der Ferdinand's Güter begrenzte. Plötzlich ſahen wir uns von einem Haufen verwegener Kerle umringt, die, bei der geringſten Widerſetzlichkeit, uns zu erſchießen drohten. Wir retteten unſer Leben, indem wir geduldig alles hergaben, was wir hatten. Als wir nach Hauſe kamen, eilte Ferdinand ſogleich zu Drommer, und erzählte, was ihm begegnet. Mit ſtarrem Entſetzen hing Thereſens Auge an ſeinen Lippen, und als er einigemal wiederholte: »Sie haben mich rein ausgeplündert, mir gar nichts gelaſſen,« — da flog ſie in die Kammer, kam mit ihrem Käſtchen zurück, und bat ihn beweglich, es anzunehmen; ja es ſchien ihr nicht einmal recht, als Ferdinand ihr liebkoſend erklärte: nur was er bei ſich gehabt ſei ihm genommen worden, übrigens ſei er noch eben ſo reich als zuvor. — So? ſprach ſie faſt verdrießlich, als ob ſie herzlich gewünſcht hätte, ihn ganz arm zu ſehen.

Als er das nächste Mal wieder nach der Stadt wollte, bat sie ihn ängstlich, es nicht zu thun, warnte ihn vor den Räubern, und sah ihn mit großer Bangigkeit wegfahren. Auch mußte er ihr, was vorher nie geschehen, den Tag seiner Rückkunft genau bestimmen.

Der Fürst hatte indessen durch seine Truppen den Wald gesäubert; wir ließen uns daher unbesorgt durch Geschäfte und Vergnügungen abermals so lange in der Stadt zurückhalten, daß wir, zwar am bestimmten Tage, doch erst ziemlich spät in der Nacht, eintreffen konnten. Schon hatten wir fast des Waldes Ende erreicht, als wir fern unter den Bäumen eine kleine weiße Gestalt erblickten. Erst Räuber, nun Gespenster, scherzte ich. Es war Thereſe. »Die Angst hat mich herausgetrieben,« sagte sie fast weinend, denn sie hatte schon über zwei Stunden dort gewartet, und obgleich Nacht und Einsamkeit so heftig auf sie gewirkt hatten, daß ihr im Fieberfrost die Zähne klapperten, so war sie doch nicht von der Stelle gewichen. »O!« sagte sie, und machte sich stark, »hier habe ich mich gar nicht gefürchtet, denn ich konnte in der Ferne das Licht aus den Fenstern meines Vaters schimmern sehen, und folglich konnte mir nichts widerfahren.«

Wir nahmen sie mit in den Wagen; Ferdinand schalt, aber es ging ihm nicht vom Herzen, und sie hörte ihn auch nicht, denn ganz erschöpft war sie an seinem Busen eingeschlummert. Als wir allein waren, sagte Ferdinand: »Es ist ein herziges Kind, und erst zehn Jahre alt!«

4. Die Spinne.

Jetzt fing er an in müßigen Stunden sie zu unterrichten. Lesen, schreiben, rechnen, hatte schon der Vater sie gelehrt. Ferdinand unterrichtete sie im Französischen, und ich, auf seine Bitte, in Geographie und Geschichte. Aber nur bei ihm machte sie auffallende Fortschritte, bei mir hingegen begriff sie in einem halben Jahre mit großer Mühe, daß Madrid die Hauptstadt in Spanien sei, und daß Hermann den Varus geschlagen habe. Einst machte ihr Ferdinand einen leisen Vorwurf darüber, den achtete sie wenig; als er aber hinzufügte: »Warum lernst du denn bei mir allein so fleißig? Hast du mich denn lieber als diesen Herrn?« — Da überzog brennende Schamröthe ihre Wangen: »Nein! nein!« sagte sie hastig, »ich habe ihn eben so lieb!« und von dem Tage an war ich kaum im Stande ihren Fleiß zu zügeln, sie lernte mehr als ich verlangte, fragte mehr als ich wußte, und trieb es so arg, oft bis spät in die Nacht, daß ihr ohnehin zarter Körper dadurch angegriffen wurde. Erschrocken wurden wir das gewahr, und machten den Lehrstunden beim herannahenden Frühling, zu ihrem großen Mißvergnügen, plötzlich ein Ende. Es war hohe Zeit, denn jenes Uebel, das so manches schönen Weibes Liebenswürdigkeit zerstörte, Nervenschwäche, begann sich bei ihr zu äußern.

Aber auch diese wußte sie zu überwinden, im Ausbruch ihres dankbaren Gemüths. Ferdinand hatte von seiner Mutter einen unüberwindlichen Abscheu vor Spinnen

geerbt, er konnte keines dieser häßlichen Geschöpfe ohne Schauder sehen. Thereſe trieb dieſe Furcht noch weiter, weil das ſchöne Geſchlecht alles weiter treibt; ſie kreiſchte laut, wenn eine Spinne ihr zu nahe kam. Einſt ſaßen wir im Luſthaus, Ferdinand las, Thereſe ſtrickte, ſah aber, wie gewöhnlich, oft über das Strickzeug weg, nach dem geliebten Wohlthäter. Von ungefähr warf ich einen Blick auf ſie, bemerkte, daß ſie erblaßte und mit ſtarren Augen an Ferdinand hing. Ehe ich noch fragen konnte, was ihr fehle? ſprang ſie haſtig auf, ſtürzte mit einer Wuth auf Ferdinand zu, nahm ihm mit den Fingern eine große Kreuzſpinne von der Schulter, und ſchleuderte ſie hinaus. Nach dieſer für ſie höchſten Anſtrengung, ſank ſie zurück auf den Stuhl, und fing krampfhaft an zu weinen.

Als der erſchrockene Ferdinand hörte, was geſchehen war, nahm er ſie bewegt in ſeine Arme, dankte ihr liebkoſend und ging hinaus, um ſeine Rührung zu verbergen.

»Ein kleiner Zug,« ſagte er Abends zu mir, »aber ein ſchöner Zug, nicht wahr? und das Mädchen iſt erſt eilf Jahre alt.«

---

5. Die Jagd.

War es Faulheit von uns Beiden, oder irgend eine andere Urſache, die Ferdinand ſich und mir nicht geſtehen mochte, genug, die Lehrſtunden wurden auch zu Anfang des Winters gänzlich vernachläßigt. Aber eines Tages brachte mein Freund aus der Stadt einen jungen Mann

mit, den er uns als Thereſens künftigen Lehrer vorſtellte. Herr Braun, ſo hieß er, war ein beſcheidener Jüngling von angenehmer Geſtalt, mannigfaltigen Kenntniſſen, und hatte durchaus nichts an ſich, das Widerwillen einflößen konnte, am wenigſten auf den erſten Blick. Dennoch ſchien Thereſe ſehr erſchrocken, als ſie durch ſeine Bekanntſchaft überraſcht wurde; ſie fügte ſich ungern in die neue Lage, und noch nach mehreren Monaten rühmte Braun zwar ihren Fleiß, klagte aber, daß er ihr Vertrauen nicht gewinnen könne. Ferdinand hörte das öfter und ſchwieg, ich aber machte ihr Vorwürfe darüber, doch erhielt ich keine andere Antwort, als die unpaſſende: »Mein Lehrer koſtet dem gnädigen Herrn ſo viel.« — Daß dieſe Koſten nicht vergebens aufgewandt würden, dafür ſorgte ſie freilich durch anhaltenden Fleiß, aber ein Theil ihrer kindlichen Fröhlichkeit ſchien dabei verloren zu gehen. Ob es Ferdinand bemerkte, weiß ich nicht; er ſprach jetzt ſeltener von ihr.

Eine ſeiner liebſten Zerſtreuungen war die Jagd, er erfuhr aber auch, wie Tauſende vor ihm, daß dies Vergnügen bald zur Leidenſchaft wird. Sein Reichthum gab ihm Mittel, es in ſeinem ganzen Umfang zu genießen; der Hof wimmelte von Jägern und Hunden, und nicht lange, ſo wurde ſeine Jagdluſt drückend für die Unterthanen. Die gehetzten wilden Schweine verwüſteten der Bauern Felder; der ſonſt gerechte Ferdinand hatte für ſolche Klagen keine Ohren. Ein armer Bauer, dem ſchon im vorigen Jahre der Segen ſeines kleinen Ackers durch jene

Bestien zertreten worden, hatte den Winter hindurch sich, sein Weib und fünf Kleine kümmerlich durchgebracht. Mit neuem Muthe ging er im Frühling hinter seinem Pfluge, mit neuem Vertrauen warf er die Saat in die Erde. Sie keimte lustig hervor, wuchs, reifte. Morgen wollte er die Halme schneiden, übermorgen sie in die sichere Scheuer führen. Aber als Morgen kam, und er mit Weib und Kind beim Sichelklang fröhlich hinauszog, da hatten in der Nacht ein ganzes Rudel wilder Schweine sein kleines Feld so durchwühlt, daß es den Lava-Schlacken des Vesuvs glich. Das Weib schrie laut auf, die Kinder kreischten, verzweifelnd ergriff der Mann eine Flinte, und erlegte eins von den Unthieren. Ferdinand ließ ihn in's Gefängniß werfen. Die Bitten der Mutter, das Geschrei der Kinder um Brot drangen nicht zu seinen Ohren. Aber die kleine Thereſe erfuhr es, ging selber hin, sah den Jammer, und weinte Tag und Nacht. Einigemal wollte sie Ferdinanden bitten, aber er sah finster drein und sie schwieg erschrocken.

Ein Trödelkrämer zog vorüber, heimlich verkaufte sie alle erhaltenen Geschenke, freilich um halben Preis, doch war die Summe nicht unbeträchtlich, und sie trug sie hastig in die Hütte der Armen. Gestillt war die Noth, einem rauhen Winter konnten die Leute ruhig entgegen sehen, aber der Mann und Vater schmachtete noch im Thurme. Ihn loszubitten wagte Thereſe nicht, theils auch aus Furcht, ihre Wohlthat zu verrathen, die sie (ihre erste Lüge) in Ferdinand's Namen vollbracht hatte. Die Bäu-

erin mit ihren Kindern, durch das empfangene Geld beherzt gemacht, lauerte dem gnädigen Herrn auf einem Spazirgange im Park auf, warf sich ihm zu Füßen, dankte für die empfangene Gabe, und flehte um die größere, Befreiung des Hausvaters. Ferdinand stutzte, verstand nicht, fragte, erfuhr, war beschämt, sehr beschämt, wollte seinen Unwillen äußern, konnte vor Rührung nicht dazu kommen, ließ den Bauer auf der Stelle los, und schlich nach Hause mit murrendem Gewissen. Zwischen ihm und Theresen wurde über diese Begebenheit nicht ein Wort gewechselt, aber von diesem Tage an **butzte** er sie nicht mehr. Alle Schweine ließ er todt schießen und schränkte seine Jagd ein. Der wackere Drommer sah das mit großem Vergnügen, obschon er nicht wußte, wie es zuging; es drängte ihn, dem gnädigen Herrn etwas darüber zu sagen, und er erstaunte nicht wenig, als Ferdinand, statt ihm zu antworten, zerstreut fragte: „Wie alt ist Ihre Tochter?" — Zwölf Jahre, erwiederte Drommer. — „Erst zwölf Jahre?" erwiederte Ferdinand und kehrte ihm den Rücken.

6. Das neue Kleid.

Den größten Theil des Winters pflegte Ferdinand gewöhnlich in der Stadt zuzubringen, auch diesmal sollte es geschehen; ein kleiner Zufall kam dazwischen. Er hatte nämlich eines Abends zur ungewöhnlichen Stunde seinem Verwalter etwas zu sagen, ging hinüber, fand die Thür offen, und hörte Theresen laut lesen. Jetzt schlich er leise

und lauſchte. Es waren Haller's Gedichte, die ſie ihrem Vater mit ſo inniger Empfindung vorlas, daß er lange eingewurzelt ſtand, und nicht eher ſeine Gegenwart kund that, bis ſie das Buch weglegte. Sie erſchrack, als er geſtand, er habe ſie behorcht, denn ohnehin war ſie ein wenig ſcheu und fremd gegen ihn geworden, ſeit er ſie nicht mehr dutzte. Er bat ſie, während der wenigen Herbſttage, die er noch auf dem Schloſſe zubringe, ihm auch bisweilen vorzuleſen. Sie gehorchte ohne Ziererei. So floßen manche Abendſtunden angenehm und ſchnell dahin. Täglich wollte er abreiſen, täglich verſchob er es. Bald war ein intereſſantes Buch noch nicht geendigt, bald ein anderes angefangen worden, die ſüße Stimme feſſelte ihn. »Uebermorgen,« ſagte er endlich, »reiſe ich ganz gewiß. Morgen wird eingepackt, alſo gibt es morgen viel Wirrwarr in meinen Zimmern. — Das Leſen hat heute ein Ende; ich danke Ihnen von Herzen, liebe Thereſe.«

Wenige Stunden vorher, ehe er dies ſagte, war Thereſe zu einer Hochzeit und zum Tanz in der Nachbarſchaft eingeladen worden, aber eingedenk der lieben Pflicht, Ferdinanden jeden Abend vorzuleſen, hatte ſie es ausgeſchlagen. — Jetzt, da der gnädige Herr ſie wider ihren Willen von ihrer Pflicht entband, und ſie dem Vater die traurige Neuigkeit mittheilte, ſchlug ihr dieſer vor, nunmehro der Einladung Folge zu leiſten. »Du haſt ja ohnehin,« fügte er hinzu, »das ſchöne Kleid noch nicht anverſucht, welches der Herr dir neulich ſchenkte.« — Einem ſolchen Grunde,

der auch bei dem beſten Mädchen nicht ohne Wirkung bleibt, widerſtand Thereſe nicht; am andern Tage ſchmückte ſie ſich mit Wohlgefallen, und der Vater ſuchte ſeinen Sonntags-Rock hervor.

Plötzlich erſcholl die Schreckensbotſchaft: Ferdinand ſei mit dem Pferde geſtürzt, habe den Fuß gequetſcht, liege auf dem Ruhebett und könne nicht reiſen. Huſch! ergriff Thereſe ein Buch, eilte hinüber, fragte todtenblaß nach Ferdinand's Befinden, hörte, der Zufall habe wenig zu bedeuten, und erbot ſich nun freudig, ihm zur gewohnten Stunde leſend die Zeit zu verkürzen. Er ließ es geſchehen. Während ſie las, wollte er ſie nicht unterbrechen; als aber der Bediente das Abendeſſen anſagte, und ſie aufſtand, da fragte er: »Warum heute ſo geputzt, liebe Thereſe?«

Sie wollte nicht heraus damit, er drang in ſie, ihre Verwirrung ſtieg, ſeine Neubegier wuchs, er beſtand darauf, die Urſache zu wiſſen, und ſie bekannte endlich, daß ſie im Begriff geweſen, zu einer Hochzeit zu fahren. Ich erwartete ſeinen Dank dafür zu hören, daß ſie ihm dies Vergnügen geopfert hatte, aber er ſchwieg und Thereſe entſchlüpfte. Bei Tiſche war Ferdinand einſilbig, erſt nach dem Eſſen ſagte er hingeworfen: »Es iſt doch wahrlich viel: ſie iſt in ihrem Leben noch auf keiner Hochzeit geweſen, und konnte in einem hübſchen neuen Kleide erſcheinen. Sie iſt doch auch wohl eitel, wie alle Evens Töchter, aber aus Gefälligkeit für mich entſagte ſie der Freude, ſcheint nicht einmal Werth darauf zu ſetzen. Es iſt doch wahrlich viel, nicht

wahr, mein Freund? Denn das Mädchen ist schon dreizehn Jahre alt.»

«Schade, daß sie nicht noch ein paar Jahre drüber ist,» erwiederte ich lächelnd.

Warum? sagte Ferdinand. Ich antwortete nicht, und er schien auch keine Antwort zu erwarten.

---

7. Feuer.

Daß Thereſe wirklich dreizehn Jahre alt war, und daß ſie ſogar ſchon ſtark in's vierzehnte ging, wurde bald hernach bei einer kleinen Begebenheit ſichtbar, die ſehr unglücklich hätte ablaufen können. Ferdinand hatte die üble und doch ſehr angenehme Gewohnheit, Abends im Bett zu leſen. Vergebens warnte man ihn vor den Folgen, er pochte darauf, daß es ihm noch nie widerfahren ſei, über dem Leſen einzuſchlafen und die Lichter brennen zu laſſen; denn es iſt eine gewöhnliche Beſchränktheit des menſchlichen Geiſtes im Großen wie im Kleinen, daß er das, was nie zuvor geſchah, gleichſam für unmöglich hält.

Eines Abends las er die Geſtändniſſe einer ſchönen Seele in Göthe's Wilhelm Meiſter und ſchlief richtig dabei ein. Sein Bett ſtand nahe am Fenſter, die etwas ſchief geſtellte Kerze fing an zu fließen, fiel um, ergriff zuerſt den Fenſter-Vorhang, der hoch auflohderte. Thereſe, die mit ihrem Vater einen Flügel des Schloſſes bewohnte, konnte aus ihrem Fenſter nach Ferdinand's Schlafzimmer hin ſehen, und man ſagte, ſie habe das oft gethan, ja, ſeit

der Geſchichte mit dem armen Bauer, das iſt, ſeitdem ſie ſcheu wurde und Ferdinand ſie pluraliter anredete, habe ſie ſogar ihr Bett auf eine Stelle gerückt, die ihr das Hinſehen erleichterte. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß ſie gerade in dem Augenblick hinſah, als dort der Fenſter-Vorhang Feuer fing; und obwohl ſie ſchon ſeit einer Stunde im Bette lag, ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß ſie noch nicht eingeſchlafen war. Kaum erleuchtete die ſchnelle Lohe ihr Zimmer, als ſie, blos an die Gefahr denkend, in der Ferdinand ſchwebte, einzig von dem Lieblings-Gewande des Morpheus bekleidet, aus dem Bette ſprang, flüchtig wie Atalanta die Korridors durchſtrich, mit einem Stoße Ferdinand's Zimmer öffnete und mit lautem Geſchrei hineinſtürzte. In demſelben Augenblicke ergriff die Flamme ſchon den Bettvorhang des tief Schlummernden, hoch ſchlug die Lohe empor, Rauch und Feuer wälzten ſich über ihn hin. Thereſens gellende Stimme erweckte ihn zwar ſogleich, aber er wußte ſich weder zu beſinnen, noch zu faſſen, als er, wie Prinz Tamino, ſich plötzlich mitten in Feuerflammen fand. Erſt, als Thereſe, immer ſchreiend, die brennenden Vorhänge vom Bett riß, und die Rauchwolke ihn zu erſticken drohte, ſprang auch er in ähnlichem Koſtüm heraus, und ein geſchäftiger Wettſtreit begann. Sie warf Kiſſen auf das Feuer, er ſeinen Schlafrock, ſie goß eine Flaſche mit Waſſer darüber her, er ein Waſchbecken. Das Feuer wurde ſchnell gedämpft, nur Rauch und Qualm füllten noch

Kaum aber besann sich Thereſe, daß die Gefahr vorüber sei, als sie plötzlich noch lauter schrie als zuvor, auch schneller als sie gekommen war, zurück in ihr Schlafzimmer eilte, sich in die Kissen warf, und tief in die Decke verhüllte, als stehe ein Gespenst vor dem Bett. Glücklicherweise lag im Schlosse alles im ersten Schlafe, niemand hatte den Lärm vernommen. Es währte lange, ehe Ferdinand zu deutlicher Besinnung kam. Wohl zehnmal fragte er laut: Wie entstand das Feuer? und jedesmal antwortete er sich laut: Thereſe hat es gelöscht. Endlich zog er die Klingel, der Kammerdiener kam, und während dieser Alles in Ordnung brachte, ging er träumend auf und nieder, erzählte sich selbst, Thereſe sei im bloßen Hemde da gewesen, und habe sehr geschrien, und habe fast ausgesehen wie eine erwachsene Person. Es fehlte nicht viel, so war es ihm ärgerlich, daß das Feuer so bald gelöscht worden. Endlich fiel ihm auch ein, daß sie ihm vermuthlich das Leben gerettet, doch vergaß er das gleich wieder. Hingegen fragte er mürrisch: Warum schrie sie denn so entsetzlich? Etwa, weil sie und ich halb nackend waren? Was thut's? Sie ist ja noch ein Kind.

Aber dieses Kind wich ihm drei Tage lang ängstlich und geflissentlich aus, und als er Thereſen endlich in des Vaters Zimmer überraschte, da brannte die Glut auf ihren Wangen heftiger als die, welche seine Vorhänge verzehrt hatte. Er wollte ihr danken, doch ihre Verlegenheit schien

so dringend um Erbarmen zu flehen, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

---

8. Das Vorzimmer.

Der alte Herr von Eberstein hatte seinem Sohne ein Mädchen ausgesucht, das arm an Gelde, aber reich an Schönheit und Ahnen war. Als Ferdinand auf Reisen ging, war Fräulein Thorschild noch ein Kind, in dem Hause einer alten Tante, die ein kleines tief verschuldetes Rittergut in der Nachbarschaft bewohnte. In der letzten Krankheit des alten Herrn hatte die verschmitzte Dame ihn dahin vermocht, daß er seinem abwesenden Sohne nur zu dieser Verbindung seinen Segen gab. Ferdinand empfand zwar keine Neigung für Kunigunde von Thorschild, aber er liebte auch keine andere; seines Vaters letzter Wille war ihm heilig, und da die kleine Kunigunde recht hübsch heran wuchs, so wartete er geduldig den Zeitpunkt ab, in dem er als seine eheliche Gemahlin sie heimführen sollte. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Er selbst zwar hatte noch nicht daran gedacht, aber die alte Tante wußte das Testament geschickt in Erinnerung zu bringen. Er fuhr hin, sah Kunigunden in der Blüte jugendlicher Reize, hatte nichts einzuwenden, und kam als Bräutigam zurück.

Therese, die vom ganzen Testament keine Silbe wußte, weinte Freudenthränen — wenigstens von ihr so genannt, — als sie mit der Nachricht von der nahen Vermählung so angenehm — wie sie sagte, — überrascht wurde, und

wünſchte Ferdinand mit einer Heftigkeit Glück, die ihn verdrießlich machte.

Thereſens Erziehung war nun vollendet, und Ferdinand hatte durch ſeinen Einfluß dem wackern Braun einen einträglichen Schuldienſt in der Stadt verſchafft. Nach einigen Monaten, gerade um die Zeit des erklärten Bräutigamsſtandes, kam der junge Mann unvermuthet nach Schloß Eberſtein. Er erſuchte Ferdinand um geheimes Gehör, und entdeckte ihm, daß er ſeine geweſene Schülerin herzlich liebe, daß er durch des gnädigen Herren Güte in den Stand geſetzt worden, eine Frau anſtändig zu ernähren, und daß er jetzt um Vollendung ſeines Glückes ihn zu bitten komme.

Ferdinand ſtutzte: »Mein Gott,« ſagte er, »Thereſe iſt ja noch viel zu jung?« — »Sie iſt fünfzehn Jahre alt,« erwiederte Braun.

»Schon fünfzehn Jahre? Unmöglich!«

»Ich hab' es von ihrem Vater.«

»So?« verſetzte Ferdinand, und ſah faſt einfältig dabei aus. »Nun, wenn das iſt, ich werde mit dem Mädchen reden.«

»Liebes Kind,« ſagte er zu Thereſen, »wie wäre es, wenn wir an einem Tage Hochzeit machten?« — Sie erſchrack, und ſah ihn zitternd mit großen Augen an. — »Herr Braun hat um Sie angehalten.« — Eine lange Pauſe. Thereſe glühte und bebte. Ferdinand ſtand ſehr verlegen vor ihr. Endlich ergriff ſie ſeine Hand mit Heftigkeit, und

ſagte weinend: »Nein! nein! nein! ich werde meinen Vater nicht verlaſſen.«

»Iſt das Ihr Ernſt?«

»Mein völliger.«

»Sie wollen Braun keine Hoffnung geben?«

»Keine! keine!« und huſch war ſie zur Thür hinaus. Der arme Braun fuhr ohne Troſt nach Hauſe. Ferdinand ſchüttelte den Kopf und ertappte ſich auf einem Lächeln.

Schon nahte der Tag ſeiner Verbindung, als ein hitziges Fieber ihn auf's Bett warf, und in wenigen Tagen ſeine Lebenskraft ſo wüthend ergriff, daß der Arzt ihn aufgab. Bei der erſten Nachricht von dieſem Unglücke kam die Braut mit ihrer Tante ſogleich nach Schloß Eberſtein, bezog ein Zimmer neben dem des Bräutigams, wartete und pflegte den Kranken, verließ ſein Lager nur ſelten. Gern hätte Thereſe, die wie ein Schatten herum wanderte, dieſe Pflicht mit ihr getheilt, aber unaufgefordert wagte ſie es nicht. Wohl hundertmal des Tages ſchlich ſie in Ferdinand's Vorzimmer, um zu erfahren, wie es mit ihm ſtehe. Glücklich war ſie, wenn aus dem Krankenzimmer etwas verlangt wurde, und eben kein Bedienter bei der Hand war, dann flog ſie pfeilſchnell es zu holen oder zu bereiten. Daß ſie auch den größten Theil der Nacht in dieſem Vorzimmer ſtill durchweinte, wußte niemand.

Am neunten Tage endlich erfolgte eine wohlthätige Criſis, Ferdinand fiel in tiefen Schlummer. Nach Mitternacht erwachte er, und fand zum erſten Male die Beſinnung

wieder. Tiefe Stille herrſchte um ihn. Er blickte um ſich, da ſaß die Braut neben ſeinem Bette mit einem Romane in der Hand, bei dem ſie, erſchöpft von vielem Wachen, eingeſchlafen war. An der Thür ſaß ſein Kammerdiener gleichfalls ſchlafend. Die Thüre ſelbſt war am Abend geöffnet worden, weil es dem Arzte zu warm im Zimmer ſchien; der Kranke lag ſo, daß er in das Vorzimmer hinaus ſehen konnte, wo ein trübes Licht brannte. In der Dämmerung dieſes Lichtes lag Thereſe auf ihren Knien, und betete mit einer Inbrunſt, die ihrem leiſen Geflüſter zuweilen einzelne laute Töne aufdrang. Er hörte ſeinen Namen unter ſanftem Schluchzen ausgeſprochen, und ein Gefühl durchſtrömte ihn, heilſamer als Arzenei.

Thereſe! ſagte er; doch ſeiner Stimme gebrach es noch an Kraft, um ihr Ohr zu erreichen. Nur die ſchlummernde Braut wurde davon erwecket, und als ſie aufſprang, verſchwand die betende Geſtalt aus dem Vorzimmer.

Von dieſer Stunde an beſſerte es ſich mit Ferdinand, in einigen Wochen war er völlig hergeſtellt.

9. Die Laube.

Die alte Tante fand nicht rathſam, das Schloß wieder zu verlaſſen, ehe ihrer ſchönen Nichte als Frau von Eberſtein gehuldigt worden. Die Vermählung, zu welcher Thereſe alle Anſtalten mit einer Haſtigkeit betrieb, als ob es ihre eigene gelte, wurde bald und feierlich vollzogen. Bei der Trauung war ſie nicht gegenwärtig, ſie hatte ſehr viel

in der Küche zu thun, auch widerfuhr ihr dort manches kleine Aergerniß, denn eine Prunkschüssel, von ihr selbst zubereitet, mußte weggeworfen werden, weil — sie konnte nicht begreifen, wie noch warum, einige Thränen hinein gefallen waren.

Ach! diese Thränen weissagten ihr trübe Stunden. Kunigunde hatte nur zu bald bemerkt, daß ihr Gemahl mit Wohlgefallen an Thereſen hing; daß er seine Blicke oft weit länger und freundlicher als nöthig war, auf das hübsche Mädchen heftete. Genug, um ihr entschiedenen Widerwillen gegen das hübsche Mädchen einzuflößen. Gelegenheit, ihr diesen empfinden zu lassen, gab es täglich; doch war sie klug genug, es nie in Ferdinand's Gegenwart zu thun, und die fromme Thereſe hätte um alle Welt sich keine Klage entschlüpfen lassen. Aber daß sie heimlich litt, war ihr wohl anzumerken, denn die Rosen auf ihren Wangen verblaßten.

Seit einigen Monaten nährte Frau von Eberstein mit großem Geräusch die Hoffnung, Mutter zu werden, und stolz auf dieses neue Vorrecht wurden ihre Launen bisweilen unerträglich. Von ihrem Gemahl an bis zum Ofenheitzer herab, quälte sie die Hausgenossen; doch Ferdinand, den der Gedanke an seine Vaterschaft entzückte, trug alles geduldig, und war berauscht von Freude, als endlich Kunigunde ihm einen Sohn gebar.

Die Wöchnerin befand sich wohl, aber als der Tauftag erschien, und die Spitzen, mit welchen der Täufling be-

deckt werden ſollte, ihr nicht koſtbar genug waren, ärgerte ſie ſich dermaßen heftig, daß noch in derſelben Nacht eine plötzliche Entzündung ihrem Aerger ſammt ihrem Leben ein Ende machte. Thereſe war gegenwärtig in ihren letzten Augenblicken, und ſo erſchüttert durch dieſes Schauſpiel, daß ihre Thränen heftiger floſſen, als die des Witwers. Sie hängte ſich nun mit einer Art von Leidenſchaft an das verwaiſ'te Kind, dem ſie mehr als Wärterin, dem ſie Mutter wurde.

Ferdinand, der ſeinen Sohn zärtlich liebte, war oft ſtiller, wehmüthiger Zeuge von ihrer liebevollen Sorgfalt, und wenn er ihrem alten Vater dankbar und reichlich vergalt, ſo fühlte er doch ſtets dabei, daß Mutterpflege eines zarten Kindes ſich nicht bezahlen läßt.

An einem ſchwülen Sommertage war Thereſe mit dem Kleinen in die Gartenlaube gegangen, dort entſchlummerte er ſanft an ihrem Buſen, und ſie ſelbſt hatte ſich im Schatten des Jelängerjelieber vom Schlafe überraſchen laſſen. In dieſem Augenblicke trat Ferdinand vor die Laube, das liebliche Schauſpiel feſſelte ſeinen Blick. Ein Wirrwarr von Gefühlen und Gedanken durchkreuzte ihm Herz und Kopf. »Sollte man nicht ſchwören,« ſprach er leiſe, nach einer langen Pauſe, »daß dies liebliche Mädchen die Mutter des Kindes ſei?« — Ein Blitzſtrahl zuckte ihm durch die Bruſt. »Und warum iſt ſie nicht ſeine Mutter?« — Er erſchrack — nicht über den Gedanken, ſondern darüber, daß er ihn zum erſten Male faßte. Es war, als beſtürme

ihn sein Gewissen, als werfe es ihm verlorne Jahre vor. Wie in einer Zauberlaterne gingen die Bilder an ihm vorüber. Da stand das kleine hungrige Mädchen dem hungrigen Vater das Brot zurückgebend; da brachte sie den Käfer für die Zahnschmerzen; dort begoß sie sein Gärtchen; hier bot sie ihm das Kästchen, das ihren ganzen Reichthum enthielt; dort harrte sie seiner im Fieberfroste im dünklen Walde; in dieser nämlichen Laube nahm sie ihm die Spinne von der Schulter; da drüben lag die Hütte des armen Bauers, an dem sie sein Unrecht still wieder gut machte; ein Blick rechter Hand fiel auf die Fenster des Zimmers, in welchem sie ihn aus den Flammen rettete; dort lag sie auf den Knien, und betete für sein Leben; dort empfing sie, aus den Händen seiner sterbenden Gattin, das Kind, dem sie jetzt alles war. — Ferdinand bebte, sein Auge flammte; besinnungslos trat er einen Schritt näher, und ergriff die Schlummernde hastig bei der Hand. Sie erwachte und sah ihn befremdet an.

»Mein Gott!« stotterte er.

»Was ist Ihnen?« fragte sie erschrocken.

»Mein Gott! warum haben wir uns nicht schon längst geheirathet?«

Sie verstummte zitternd und sah ihn mit großen Augen an, die zu bitten schienen: Ach! schone meiner!

Die nassen, bittenden Augen brachten ihn zur Besinnung. »Vergeben Sie mir, liebe Therese,« sagte er sanfter, »ich habe Sie seltsam überrascht; aber wenn Sie wüß-

ten, wie es mich plötzlich ergriff, daß ich ein Thor gewesen! daß ich so lange an meinem Glücke vorübergegangen! Ich liebe Sie ja schon seit Jahren, das ist mir jetzt auf einmal so klar. Hundertmal habe ich zu mir selbst gesagt: das wird einmal eine gute Frau werden; warum denn niemals: meine Frau? — O geschwind! um Gotteswillen! um dieses Kindes willen, dem du eine zärtliche Mutter bist, laß mich die verlornen Augenblicke wieder gewinnen! sei mir eine liebevolle Gattin!"

Aber Thereſe konnte nicht ſprechen, ſie ſah ihn nur ängſtlich an, als wolle ſie bitten: Täuſche mich nicht! und eine Thräne nach der andern rieſelte ſtill über die hochgefärbte Wange. Da ſchloß er ſie ſammt dem Kinde in ſeine Arme, und fing die Thränen mit ſeinen Lippen auf, und nannte ſie: Braut! Gattin! Thereſe! und ſchalt ſich dazwiſchen mit komiſchem Verdruß, daß er ſo lange, ſo lange gezögert! —

»Hieher, lieber Drommer!" rief er dem Vater zu, der eben durch den Garten ging, »ſegnen Sie mich und Ihre Tochter!"

Mit freudigem Erſtaunen und hoher Andacht trat der Greis hinzu, das erwachte Kind lächelte, und in ſeine Händchen ſchwuren Ferdinand und Thereſe ſich ewige Liebe und Treue

TAYLOR INST. OXFORD

Fragment aus Iwan Iwanow Tschudrin's noch ungedruckter Reise durch China.

(Aus dem russischen Original übersetzt und mitgetheilt.)

Vorbericht des Uebersetzers.

Auf meiner letzten Reise von Tobolsk nach Petersburg, lernte ich in Kasan einen merkwürdigen Mann kennen. Er hieß Iwan Iwanow Tschudrin, war nahe an achtzig Jahre alt, und lebte von einem mäßigen, sauer erworbenen Vermögen. Er verstand, außer seiner Muttersprache, tatarisch, chinesisch, und ein wenig deutsch. Das letztere hatte er noch in einem ziemlich hohen Alter blos zu seinem Vergnügen gelernt. Sein Geschmack, wie seine Lebensart, wichen sehr von denen seiner Nation ab. Er trank wenig Wein, und gar keinen Branntwein. Seine fast einzige Nahrung waren Reiß und Früchte; sein liebster Zeitvertreib — lesen. Reisebeschreibungen aller Art zog er vor: doch las er auch gern Romane und Schauspiele. Durch Uebersetzungen der meinigen war ich ihm interessant geworden, noch mehr durch mein Schicksal. Als er daher vernahm, ich sei in Kasan, suchte er mich auf, um meine Bekanntschaft zu machen. Man sagte mir, dies sei eine große Auszeichnung; denn er lebe als Einsiedler, werde blos von einem Knechte bedient, und erlasse auch an diesen seine Befehle meistens nur durch den Mund seiner Frau, eines siebzigjährigen Mütterchens.

Dieſe Frau, an der er mit der innigſten Liebe hing, war — eine Chineſin! — Mehr bedurfte es nicht, um meine Neubegier auf das höchſte zu ſpannen. Ich empfing ihn mit dem Vorſatz, wo möglich ſein Vertrauen zu gewinnen. Es wurde mir leicht, denn er ſchien mit dem Vorſatz gekommen zu ſein, es mir zu ſchenken.

Seine frühere Lebensgeſchichte enthielt wenig Merkwürdiges. Er war ſchon als Knabe unter diejenigen Zöglinge der Petersburgiſchen Akademie aufgenommen worden, deren Hauptbeſtimmung iſt, das Chineſiſche zu lernen, um einſt bei den bekanntlich ſehr ſchwierigen Handelsverbindungen zwiſchen den Ruſſen und Chineſen als Dolmetſcher gebraucht zu werden. Als Jüngling wurde er mit einer Karavane im Jahre 1772 nach Kiachta geſandt. Ein Kollegien-Aſſeſſor, ſein Chef, dem er eigentlich als Begleiter mitgegeben war, ein hitziger hochfahrender Mann, erfüllte die Hoffnungen der Regierung, mit den Chineſen gütliche Verträge einzugehen, ſehr ſchlecht. Er beleidigte die ſtolzen argwöhniſchen Chineſen durch ſeinen Uebermuth, empörte ſie durch ſeine Habgier. Die Spannung zwiſchen beiden Nationen wurde täglich größer, und der Unwille brach endlich, wie an jenen fernen Grenzen öfter geſchieht, in Thätlichkeiten aus. Einige Ruſſen wurden todt geſchlagen, andere verjagt. Einem gleichen Schickſal würde der junge Tſchudrin nicht entgangen ſein, wäre er nicht wenige Tage vorher ſo glücklich geweſen, ein Kind eines chineſiſchen Zollbeamten zu retten, welches ſpielend in den ſchmalen Bach

gefallen war, der bei Kiachta die ruſſiſche und chineſiſche Grenze ſcheidet. Der Vater verbarg ihn beim Tumult in ſeinem eigenen Hauſe, und ſchaffte ihn Tages darauf, um der fortwährenden Erbitterung des Pöbels auszuweichen, chineſiſch gekleidet, tiefer in's Land. Ein Aufenthalt von faſt zwei Jahren in Kiachta hatte ſeine Kenntniß der Landesſprache ſehr vervollkommnet. Er ſprach faſt ohne fremden Accent, hatte auch ſogar einen Anfang im Schreiben gemacht, welches bekanntlich ſehr ſchwer zu erlernen iſt.

Zu dieſen Wiſſenſchaften geſellte ſich eine angenehme Geſtalt — (er war noch jetzt ein ſchöner Greis) — eine immer heitere Laune, ein fröhlicher jugendlicher Leichtſinn, und eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Tanz und auf der Balalaika (eine Art von Cither, die bei allen Volksfeſten der Ruſſen eine große Rolle ſpielt). Mit ſolchen Eigenſchaften konnte es ihm unter keiner Nation fehlen, Liebe und Wohlwollen zu gewinnen. Er blieb achtzehn Jahre in China, hatte ſonderbare Schickſale, wurde von jedermann für einen Eingebornen gehalten, ſchien auch ſogar — ob er es gleich nicht ausdrücklich geſtand — den Dienſt des Fo aus Nothwendigkeit oder Ueberzeugung mitgemacht zu haben. Unter ſolchen Umſtänden war es ihm leicht geworden, ganz China ohne Hinderniß zu durchreiſen, und nicht allein in die Staatsverwaltung dieſes ungeheuren Reiches, in deſſen ſonderbare Sitten und Gewohnheiten, tiefer als irgend einer vor ihm einzudringen, ſondern ſich auch mit der häuslichen Lebensart der Einwohner vollkommen bekannt

zu machen, was sonst für jeden Fremden beinahe unmöglich ist.

Nachdem er endlich, durch eine Kette von seltsamen Begebenheiten, zu dem Besitz seiner noch lebenden Gattin, und mit ihr zurück in sein Vaterland gelangt war, entwarf er im ruhigen Alter die Geschichte seines merkwürdigen Lebens und seiner mannichfaltigen Reise-Abenteuer. Einige Materialien dazu hatte er schon in China selbst gesammelt, doch nur wenig; das meiste mußte er aus seinem noch jetzt vortrefflichen Gedächtnisse ergänzen. So entstand eine große Anzahl von Heften, die er mir zeigte, als ich seinen Besuch erwiederte. Meine erste hastige Frage war: warum er sie nicht drucken lasse? — Aber daran hatte er noch nicht einmal gedacht. »Das Aufschreiben seiner Geschichte, meinte er, habe ihm Vergnügen gemacht; er habe dabei gleichsam sein ganzes Leben noch einmal gelebt, und dieser Genuß habe ihm seine Mühe belohnt. Ließe er sie drucken, so würde das vielleicht Aufsehen machen; Neugierige würden ihn mit Besuchen und Fragen bestürmen; er aber liebe seine Ruhe, und möge nicht (wie er sich ausdrückte) noch vor seinem Tode, wie eine vornehme Leiche, auf das Paradebett gelegt werden.«

Als ich sah, daß es mit diesem Entschlusse ihm völliger Ernst war; so wagte ich es, ihn um eine Abschrift seiner Hefte zu bitten, und um die Erlaubniß, sie meiner Nation in meiner Muttersprache mitzutheilen, weil doch durch eine solche Uebersetzung keine der Unannehmlichkeiten, die er be-

fürchtete, ihn bedrohen würde. Nach langem Widerſtreben willigte er endlich darein, und verſprach, mir eine Abſchrift nach Petersburg nachzuſenden. Ich geſtehe, daß ich auf dieſes Verſprechen wenig baute, da er es nur mit Widerwillen zu geben ſchien; aber ich hatte dem wackern Greis Unrecht gethan. Vier Monate nachher, als ich kaum mehr an dieſe Begebenheit dachte, empfing ich wirklich ein Packet aus Kaſan, bei deſſen Eröffnung mir Tſchudrin's intereſſante Hefte in die Augen fielen. Ein Brief war nicht dabei.

Die Abſchrift iſt von keiner geübten Hand. Wer jemals ruſſiſche Manuſkripte geſehen hat, weiß ohnehin, daß ſie oft ſehr ſchwer zu entziffern ſind; und wenn man noch hinzu rechnet, daß ich der Sprache gerade nicht vollkommen Meiſter bin, ſo wird man natürlich finden, daß die Ueberſetzung mir unendliche Mühe verurſacht. Es wird vielleicht Jahre dauern, ehe ich ganz damit zu Stande komme, und es iſt daher mein Vorſatz, ſie fragmentweiſe zu liefern. Das Original beſteht aus zweiundzwanzig Heften; jedes Heft enthält zehn auch zwölf Kapitel oder Abſchnitte, ungefähr von der Länge des hier gelieferten.

Wörtlich iſt meine Ueberſetzung nicht, aber für die Treue derſelben darf ich mich verbürgen. Den ganz eigenthümlichen, jovialiſchen Ton habe ich, ſo gut mir möglich, wieder zu geben geſucht.

Kotzebue.

Siebentes Heft.

Dritter Abschnitt.

Es schien, daß Krag-hao einen großen Werth auf den Dienst legte, den ich ihm geleistet hatte; denn ich erfuhr bald nachher, daß er beschlossen habe, mich durch eine festliche Mahlzeit zu ehren. So ist der Lauf der Welt; so war mein Schicksal. Was mich oft Jahre lang Mühe und Arbeit kostete, wurde selten oder schlecht belohnt; ein geringer Dienst, vom Zufall herbei geführt, oft überreich vergolten!

Eine Mahlzeit, ein Schmaus, ist freilich ein entbehrliches Ding, und oft je festlicher, desto entbehrlicher; aber wenn man bedenkt, wie hoch schon in Europa die großen Herren einen Gelehrten oder Künstler durch eine Einladung zum Essen zu ehren glauben, und welchen weit höheren Werth die Chinesen auf so etwas legen; so wird man begreifen, daß es mir allerdings schmeichelhaft war, von einem Manne wie Krag-hao ein so öffentliches Zeichen seiner Achtung zu erhalten.

Indessen war mir doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe. Ich hatte bisher nur in geringen Häusern, höchstens bei Leuten vom Mittelstande gespeis't; einer eigentlichen Fest-Mahlzeit hatte ich nie beigewohnt, und war wenig bekannt mit den mancherlei dabei vorfallenden Ceremonien. Da nun in China die Unterlassung einer einzigen konventionellen Wohlstandsregel den verständigsten Mann um

ſeinen ganzen Kredit bringen kann (wie in Petersburg ein ſchiefer Haarbeutel); ſo zitterte ich allerdings vor der Stunde, in welcher meine feine Lebensart auf eine ſo harte Probe geſetzt werden ſollte.

Die Bekanntſchaft des alten Pü-tſing-Koan war mir dabei von großem Nutzen. Ihn machte ich zum Vertrauten meiner Verlegenheit; er lächelte, und unterwies mich gutmüthig eine ganze Woche hindurch in allem, was ich zu beobachten haben würde.

Endlich erſchien der Vorabend des merkwürdigen Tages. Ich empfing ein Titſee, oder Einladungsbillet von meinem hohen Gönner auf rothem Papier, mit goldenen Blumen beſtreut, und in Form eines Fächers zuſammen gelegt, welches ich auf der Stelle ſchriftlich beantworten mußte. Am andern Morgen erſchien eine zweite Botſchaft, um höflichſt anzufragen, ob ich die Einladung nicht etwa vergeſſen hätte? — Ich verſetzte dem erhaltenen Unterricht gemäß, daß ich eher die Namen meiner Voreltern und meinen eigenen würde vergeſſen können, als die mir zugedachte Ehre. Endlich, gegen Abend, trat ein dritter Bote mit einem dritten Billet zu mir herein, des Inhalts: Alles ſei nunmehr bereit, und Krag-hao erwarte mich mit der ſehnlichſten Ungeduld. Ich erwiederte, daß dieſe Ungeduld unmöglich der meinigen gleich kommen könne und daß ich ſo eben im Begriff ſtehe, einen der frohſten Gänge meines Lebens anzutreten.

Ich ſtieg nunmehr gravitätiſch in meinen Tragſeſſel

und hatte auf jeder Seite neben mir einen Diener, der einen großen Fächer dergestalt vor mich hielt, daß ich auf der Straße nicht einen Schritt weit sehen konnte. Als wir bei Krag-hao's Palast anlangten, stieg ich aus meinen Fächerwolken heraus, schritt langsam durch den ersten Hof, trat steif und ernst in den zweiten, und erblickte jetzt im Hintergrunde, vor den Flügelthüren des Saales, zwei reich gekleidete Thürhüter, welche den Sonnenschirm und den großen Fächer ihres Herrn gegeneinander geneigt vor den Eingang hielten, so daß man nicht in das Zimmer sehen konnte.

Ich mochte noch ungefähr sechs Schritte von diesen Leuten entfernt sein, als sie plötzlich ihre Schirme von sich zogen, und hinter ihnen Krag-hao selbst hervorging. Nun hob das Komplimentiren an, welches ein europäischer Zuschauer, trotz der ernsthaften Miene, für grellen Spaß halten würde. Man verneigt und verbeugt sich herüber und hinüber; man schiebt sich bald zur Rechten bald zur Linken, nach Maßgabe der Provinz, in welcher man sich befindet (denn die rechte Hand ist nicht überall in China der Ehrenplatz), man läßt sich bald auf dieses bald auf jenes Knie nieder, kurz, man tanzt mit dem Hausherrn eine Art von pantomimischem Ballet, wobei die Anzahl der Bewegungen bestimmt vorgeschrieben ist. Dann folgen die Höflichkeitsworte, die schönen Phrasen, die Ehrentitel, welche man sich wechselseitig beilegt. Hierauf ladet der Wirth durch ein stummes Spiel seinen Gast ein, näher zu treten, welches

dieſer gleichfalls durch ein ſtummes Spiel ablehnt. Das Verlangen des Wirths bricht nunmehr in Worte aus: tſin tſin pflegt er zu ſagen, welches die Bitte enthält, voran zu ſpaziren. Pu-can antwortet der Gaſt: bewahre der Himmel! das wage ich nicht! — bis er denn endlich, nach oftmaliger Wiederholung, einem ſanften Zwange nachgibt.

Ich trat in einen großen Saal, der auf ungeheuren Säulen ruhte, die ſo wie die Wände, mit einem glänzenden grünen Firniß überzogen, und mit goldenen Zierathen geſchmücket waren. Hie und da dufteten Blumen aus ſchönen Vaſen, bunte Gemälde und koſtbare Porzellangefäße vollendeten den Schmuck.

Es waren ſchon mehrere Gäſte verſammelt, die ſämmtlich von ihren Sitzen aufſtanden, und mir einige Schritte entgegen traten. Dieſe Höflichkeit mußte ich gegen einen jeden einzeln erwiedern, und bei den nachfolgenden Gäſten wiederum gleich den übrigen beobachten. Hierauf führte mich Krag-hao zu dem Stuhle, den er mir beſtimmt hatte, verbeugte ſich vor demſelben, und wiſchte mit einem Zipfel ſeines Kleides leicht drüber hin; gleichſam um den Staub abzufegen. Ich nahm Platz, und zwar vorgeſchriebenermaßen ſaß ich gerade wie eine Tanne, ohne mich anzulehnen, ſchlug die Augen nieder, blickte weder rechts noch links, ſtreckte beide Arme von mir, und legte die Hände auf die Knie, welche nur drei bis vier Zoll breit von einander ſtehen dürfen.

Es wurde Thee servirt, bis alle Gäste versammelt waren. Dann trat der Haushofmeister herein, und zeigte demüthig an, daß das Mahl bereit sei. Alsobald erhuben wir uns von unsern Sitzen, und gingen in der Ordnung, wie wir gesessen hatten, in einen großen, noch prächtiger dekorirten Saal. Hier fanden wir für jeden Gast einen eigenen Tisch gedeckt, und zwar so, daß längs den Wänden immer zwei und zwei gegen einander überstanden.

Nun brachte man dem Herrn vom Hause eine kleine silberne Tasse mit Wein, die er mit beiden Händen ergriff, die Gäste rings umher begrüßte, dann ein wenig vorwärts schritt, Augen und Tasse gegen Himmel hob, und den Wein auf die Erde goß, um anzuzeigen, daß er nur dem Himmel jede Gabe verdanke. Eine zweite gefüllte Tasse ward ihm gebracht, die er selber, nach vielem Widerspruch des vornehmsten Gastes, auf die demselben bestimmte Tafel setzte. Der Gast erwiederte diese Höflichkeit auf der Stelle, ließ sich gleichfalls eine Tasse reichen, und trug sie, trotz allem Widerstreben, auf den letzten Tisch, als den des Wirths. Zuletzt brachte der Haushofmeister die elfenbeinenen mit Gold verzierten Stäbchen, deren sich die Chinesen statt der Gabeln bedienen.

Eine kleine Viertelstunde verstrich nun noch mit Komplimentiren, indem ein Jeder höchst feierlich betheuerte, daß er unter keiner Bedingung sich an einer der ersten Tafeln niederlassen werde. Endlich kam doch alles wieder in die vorige Ordnung und wir saßen. Die ersten drei oder

vier Tafeln der vornehmſten Gäſte hielten nicht gleiche Linie mit den übrigen, ſondern waren um einige Fuß weiter vorgerückt. Sie prangten, gleich den Armſeſſeln, mit violet atlaſſenen Decken, auf welchen goldene Drachen mit vier Klauen geſticket waren. Die Verzierung der untern Tafeln war jener ähnlich, nur daß ein Storch die Stelle des Drachen vertrat.

Neben jeder Tafel ſtand ein kleineres, mit Blumen und Gemälden verziertes Tiſchchen, auf welchem ſich anderthalb Fuß hoch Pyramiden von Fleiſch und Früchten erhoben. Sie ſind aber nur zum Anſehen beſtimmt, wie in Europa die Aufſätze der Konditorei. Sie haben aber doch einen weſentlichern Nutzen, denn kaum haben die Gäſte ihre Augen ein paar Minuten daran geweidet, ſo werden ſie weggenommen, und ihren Bedienten und Seſſelträgern Preis gegeben. Man ließ nichts ſtehen als eine ſilberne Rauchpfanne, eine dergleichen Büchſe mit Rauchwerk, eine Phiole mit wohlriechendem Waſſer und ein kleines Behältniß von Agat, in welchem ſilberne Zangen und andere Inſtrumente lagen, um friſches Rauchwerk auf die Pfanne zu werfen, oder die Kohlen umzurühren.

Auf den beiden Vorderecken der eigentlichen Tafel waren zwei ſchön gefirnißte Täfelchen angebracht, deren eines ein mir unverſtändliches Sinnbild, das andere hingegen einen Vers enthielt, der zur Fröhlichkeit ermunterte. Hinter dieſen Täfelchen ſtanden links und rechts drei und drei kleine Porzellanſchüſſelchen, mit Gartengewächſen in Eſſig

und Salz gelegt, um den Appetit zu reizen; zwischen den Schüsseln silberne Tassen.

Mein Appetit war durch die langen Vorbereitungen schon hinlänglich gereizt, und ich wartete mit Sehnsucht auf den Anfang der Mahlzeit. Endlich kniete ein Ceremonienmeister mitten in den Saal, erhub seine Stimme laut und feierlich, und sprach ernst und langsam: Ta lao ye Tsing Tsin! das heißt: mein Herr ersucht euch, zu trinken. Wir ergriffen in einem Nu die Tassen, wie ein kommandirtes Bataillon seine Waffen, erhoben sie bis zur Stirn, senkten sie wieder bis unter die Tafel, und brachten sie dann an den Mund; wir nippten jedoch nur, bis der Ceremonienmeister zum zweiten Male rief: Tsing Tschao can! das heißt: leeret, wenn es euch gefällig ist, bis auf den letzten Tropfen; zu gleicher Zeit wandte der Hausherr seine Tasse um, um zu zeigen, daß sie leer sei.

Die nämliche Ceremonie wurde nicht allein beim jedesmaligen Trinken, sondern auch bei jeder neuen Schüssel beobachtet, welche nicht eher angerichtet wurde, bis die feierliche Aufforderung: ergreift eure Tä-tsee (oder kleine Gabelstäbchen) um von dieser neuen Speise zu kosten! an uns erging, und bis ein höflicher Wink des Herrn vom Hause die Einladung bekräftigte.

Es mangelte übrigens nicht an Mannigfaltigkeit der Speisen, denn es wurden nach und nach wohl zwanzig und mehr Schüsseln aufgetragen. Die gewöhnlichen darun-

ter waren Ragouts von gehacktem Fleisch, Kräuter, Gemüse, Suppen und Brühen in den feinsten Porzellangefäßen. Zu den Brühen hatte man sich besonders des Schweinfettes bedient, welches in China ganz vortrefflich ist. Die Ragouts waren durch verschiedene Gewürze, durch gewürzhafte Kräuter und durch ein besonders pikantes Kräuteröhl äußerst schmackhaft gemacht. Auch gab es einige treffliche Gerichte von Bohnen und Reißmehl, und kleine Pastetchen, die kein französischer Koch wohlschmeckender zubereiten würde. Die eigentlichen Leckerbissen bestanden jedoch theils in Hirschsehnen, theils in Vogelnestern. Die erstern werden an der Sonne getrocknet und mit Pfeffer und Muskatenblumen in Büchsen verwahrt; will man sie zubereiten, so löst man sie in Reißwasser zu einer Art von Gallerte auf, kocht sie sodann in Fleischbrühe von jungen Ziegen, und würzt sie stark. Die Vogelnester werden von den Küsten von Tongking, Java und Cochinchina gebracht, und bestehen bekanntlich aus lauter Gewürzen. Sie sind fast durchsichtig, und wenn sie noch frisch sind, ganz weiß, sonst aber von grünlicher Farbe. Sie gleichen an Gestalt einer großen halben Citrone, und geben dem Fleisch, mit welchem sie vermischt worden, einen höchst pikanten Geschmack.

Der Wein, der aus Reiß gebraut und heiß getrunken wird, war vortrefflich und gewiß entweder aus Wu-si, oder aus Schao-sing gebracht; denn diese beiden Städte liefern, Kraft ihres guten Wassers, den besten Wein in China.

Bald nachdem wir uns zur Tafel geſetzt hatten, traten fünf reich gekleidete Schauſpieler in den Saal, verbeugten ſich tief und berührten mit der Stirn viermal die Erde, faſt ſo, wie das gemeine Volk in Rußland ſeine Demuth zu bezeigen pflegt. Dann näherte ſich einer von ihnen dem vornehmſten Gaſte, und überreichte ihm eine lange Rolle, auf welcher mit goldenen Buchſtaben die Titel von fünfzig oder ſechzig Schauſpielen geſchrieben ſtanden, welche ſie auswendig wußten, und auf der Stelle aufzuführen bereit waren. Der erſte Gaſt, welcher höflichſt gebeten wurde, eines davon zu wählen, lehnte dieſe Auszeichnung eben ſo höflich ab, und verwies den Schauſpieler an den zweiten, der zweite an den dritten, der dritte an den vierten, und ſo lief die Rolle um den ganzen Saal herum. Auch in meinen Händen verweilte ſie einige Sekunden; ich warf einen Blick darauf, und unterſchied ſogleich mehrere Stücke, in denen ich vormals ſelbſt mitgeſpielt hatte, und in denen ich noch jetzt einen Platz ſogleich hätte wieder ausfüllen können *). Meine Wange glühte, mein Herz klopfte, ich fürchtete erkannt zu werden. Aber glücklicherweiſe befand ſich unter den Schauſpielern und Gäſten weder ein vormaliger Mitbruder noch Zuſchauer.

Als nun die Rolle rings herum gewandert, und wiederum an den erſten Gaſt gekommen war, gab dieſer endlich den ungeſtümen Bitten nach, durchlief die Titel mit

*) Der Verfaſſer war nämlich eine Zeitlang chineſiſcher Komödiant.

flüchtigem Auge, und deutete mit dem Finger auf dasjenige Stück, von dem er für die Gesellschaft die fröhlichste Unterhaltung erwartete. Der Schauspieler verbeugte sich und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf der Gast schnell ein anderes Stück aussuchte. Ich erfuhr nachher, daß das zuerst gewählte Tschao-Schi-kuell oder die kleine Waise aus dem Hause Tschao gewesen war, in welchem ich den Tsching-Poä, nämlich die Waise selbst, oft mit so großem Beifall gespielt hatte. Ueberhaupt wußte ich das ganze Stück noch auswendig, und es würde mich daher doppelt interessirt haben, es in meiner jetzigen Lage vorstellen zu sehen, und manche komische Erinnerung an meine vorige Lebensart würde bei mir erwacht sein; aber es fand sich, daß einer von der Zahl unserer Gäste gerade Han-kuee hieß, welchen Namen auch der Kriegsmandarin im Stücke führte; es würde daher unschicklich gewesen sein, dieses vorzustellen. Ein neueres, mir gänzlich unbekanntes, trat an dessen Stelle; es hieß: die Folgen der ungerechten Eifersucht; der Schauspieler ging abermals von einem Gast zum andern, um die getroffene Wahl einem Jeden mitzutheilen, und nachdem wir sämmtlich durch ein freundliches Kopfnicken unsern Beifall zu erkennen gegeben, entfernten sich die spielenden Personen auf einige Augenblicke.

Eine Symphonie begann, lärmend genug, um Todte zu erwecken; denn die Instrumente, deren man sich bediente, waren Trommeln von Büffelshaut, Flöten, Pfeif-

fen, Trompeten und eine vermaledeite Keſſelpauke, die einen fürchterlichen Spektakel machte. Ich muß überhaupt geſtehen, daß, trotz meinem achtzehnjährigen Aufenthalte in China, ich doch nie an die ſogenannten Konzerte der Chineſen mich habe gewöhnen können. Meine Mitgäſte hingegen ſchienen großes Behagen daran zu finden.

Nach der Symphonie hub das Stück an. Es war ein Trauerſpiel, in welchem es ſehr blutig herging. Es verſteht ſich, daß keine Dekorationen dabei gebraucht wurden. Man begnügte ſich, einen Teppich auf den Boden zu breiten, und die handelnden Perſonen traten aus einem benachbarten Zimmer und gingen auch dahin wieder ab.

Im Hintergrunde des Saales, im Geſicht der Schauſpieler, befand ſich eine leichte Abtheilung von Bambusrohr, durch Jalouſien noch mehr verdeckt. Ich ſaß nicht weit davon und bemerkte ſehr deutlich, daß dieſer Platz ſich mit Damen füllte, deren ſeidene Zeuge an den Bambusſtäben rauſchten, und die gekommen waren, um das Schauſpiel mit anzuſehen, vielleicht auch um die Gäſte zu muſtern. Mein Herz ahnete, daß Can-hoa unter ihnen ſei, und meine Ahnung hat mich, wie ſie mir nachher ſelbſt geſtanden, nicht betrogen; aber die neidiſchen Jalouſien machten es unmöglich, mehr als dann und wann eine kleine weiße Hand zu erblicken, von welcher der lange überhangende Ermel, vielleicht nicht ohne Vorſatz, zurück geſtreift war.

Indeß hinderte mich dieſe Erſcheinung in der That, meinem Appetit volle Genüge zu leiſten; denn es kam mir

vor, als könnte meine Geliebte es übel deuten, wenn mir, bei dem großen Bedürfniß meines Herzens, noch Zeit übrig bliebe, an die Befriedigung des Gaumens zu denken. Ich fing daher an, mit meinen beiden Stäbchen auf den Porzellan-Schüsseln zu spielen, gleich als wäre ich nur mit meinen Gedanken beschäftigt, und ließ sogar die Hirschsehnen vorüber gehen, auf die Gefahr, den Wirth zu beleidigen; denn der höfliche Gast muß von allen Speisen wenigstens kosten.

Meine kältern Mitgäste hingegen ließen es sich wohl schmecken, und erhielten ihre Stäbchen in ewiger Bewegung. Der Messer bedienen sich die Chinesen bekanntlich nicht; da alle ihre Fleischspeisen schon zerschnitten und mundrecht auf die Tafel kommen.

Die Mahlzeit ging zu Ende, mit ihr das Schauspiel. Wir tranken noch eine Tasse Thee und erhuben, auf ein gegebenes Zeichen, uns sämmtlich von unsern Sitzen, umringten unsern gütigen Wirth, ergossen uns in eine Flut von Komplimenten, die er reichlich wieder zurückströmen ließ, und wurden von ihm, durch eine glänzend dekorirte Gallerie, in den Garten geführt, der durch unzählige bunte Laternen erleuchtet, und zu einer wahren Feenwohnung gemacht wurde. Als wir an der Loge von Bambusrohr vorbeistrichen, hörte ich ein leises Husten, welches größern Eindruck auf mich machte, als jene rauschende Symphonie. Im Garten waren wir etwas zwangloser, und durften wenigstens die frische Luft einathmen, ohne

vorher mit ihr zu komplimentiren. Die Bedienten brachten uns silberne Handbecken, um uns Gesicht und Hände zu waschen.

Während unserer Abwesenheit aus dem Speisesaale verzehrten nun auch die Schauspieler ihr Abendbrot von den reichlich übrig gebliebenen Brocken. Die Bedienten räumten die Tafel ab und servirten den Nachtisch, der gleichfalls aus einigen zwanzig Schüsseln bestand. Da gab es Zuckerwerk aller Gattung, eingemachte Früchte, Kompots, Schinken, gesalzene und an der Sonne getrocknete Enten von vortrefflichem Geschmack, marinirte Seefische und dergleichen mehr; vor allen aber die köstliche Ginseng, eine Wurzel, welche bewundernswürdige stärkende Eigenschaften besitzt, und von der ich weiter unten mehr zu reden Gelegenheit haben werde.

Sobald das Essen bereit war, kündigte solches ein Diener dem Hausherrn kniend an. Krag-hao führte uns mit den gewöhnlichen Komplimenten in den Speisesaal zurück, wo sich denn die Gäste abermals weigerten, die ersten Sitze einzunehmen, endlich aber ein jeder seinen alten Platz wieder fand. Statt der bisherigen kleinen Tassen, welche kaum einen unserer Eßlöffel enthalten, wurden nunmehr größere gebracht. Man fing an stark zum trinken zu nöthigen, und zwar bewirthete uns Krag-hao mit seinem besten sogenannten Lämmerwein, der in der Provinz Schen-si aus Lammfleisch zubereitet wird, einen höchst unangenehmen Geruch hat, und sehr feurig, fast so

ſtark als Branntwein iſt. Nur die Gewohnheit kann dieſes Getränk dem Gaumen lieblich machen.

Während wir zechten, traten die Schauſpieler zum zweiten Mal auf, und ſpielten eine kleine Farce, bei der ſich mancher meiner dicken Mitgäſte, durch den Lämmerwein zur Freude geſtimmt, vor Lachen den Bauch halten mußte.

Indeſſen waren nun auch unſere Bedienten in einem Nebenzimmer, zwar ohne Ceremonie, aber ſehr reichlich bewirthet worden, und da bereits Mitternacht vorüber war, ſo traten ſie jetzt in den Saal. Jeder derſelben trug, auf Befehl ſeines Herrn, fünf bis ſechs Beutel von rothem Papier, in welchem ſich kleine Münze befand, die als Trinkgeld von Seiten der Gäſte für den Koch, den Haushofmeiſter, die Komödianten und die übrige Dienerſchaft beſtimmt war. Dieſe Beutel wurden ſämmtlich vor dem Hausherrn niedergeſetzt, der ſich, der Sitte gemäß, ſehr lange weigerte, ſie im Namen ſeiner Leute anzunehmen, aber doch endlich nachgab und das Geld zu vertheilen befahl.

Faſt fünf Stunden hatte dieſe Feſtmahlzeit gedauert, und da, bei dem letzten Akt derſelben die Bambusrohr-Loge ohnehin leer blieb; ſo war ich herzlich froh, als es endlich zum Aufbruch kam. Wäre nur dieſer Aufbruch nicht abermals mit hundert läſtigen Ceremonien verknüpft geweſen. Das Danken, das Verbeugen, das Komplimentiren nahm kein Ende; die Gäſte gegen den Wirth, der Wirth gegen die Gäſte, und dieſe wiederum einzeln unter

ſich. Krag-hao geleitete, trotz allem Proteſtiren, jeden Gaſt bis an den Tragſeſſel, dann wendete er ſich ab, um ihm Zeit zum Einſteigen zu laſſen; ſobald aber die Träger den Seſſel hoben, war er wie der Blitz bei der Hand, die Worte floſſen auf's neue, und Hände und Köpfe bewegten ſich gegen einander, ſo lange man nur noch einen Schatten gewahr werden konnte. Es gewährte übrigens einen artigen Anblick, die vielen geölten bunten Laternen zu ſehen, welche die Diener vor ihrer Herrſchaft hertrugen. Auf mehreren derſelben waren mit großen Buchſtaben die Titel der Herren, zuweilen auch ihre Namen geſchrieben. Ich Titelloſer hatte nur eine einzige, hellblau und roth einfach geſchmückte Laterne. Froh und müde betrat ich meine Wohnung, warf mich auf's Bett und würde gern bis an den hellen Mittag geſchlafen haben, wenn ich nicht verpflichtet geweſen wäre, am frühſten Morgen ein Ti-tſee oder Dankſagungsbillet an Krag-hao zu ſenden. Ich erhielt darauf ſogleich eine Antwort, mit tauſend Entſchuldigungen wegen der ſchlechten Bewirthung, die ich abermals auf der Stelle erwiedern, und ſeiner beſcheidenen Behauptung in den ſtärkſten Ausdrücken widerſprechen mußte.

So war denn endlich dieſes feſtliche Mahl mit allem Zubehör vollbracht. Ich habe nachher noch oft Gelegenheit gehabt, ähnlichen Feſten beizuwohnen, und was auch ein Europäer davon denken mag, ſo möchte ich doch faſt behaupten, daß eine ſolche Mahlzeit angenehmer iſt, als ein europäiſcher großer Schmaus. An die Ceremonien und

abgezirkelten Bewegungen gewöhnt man sich eben so leicht, als an die der Freimaurer in einer Tafelloge. Bei den übrigen abweichenden Gewohnheiten ist der Vortheil größtentheils auf Seiten der Chineser.

Der angewiesene Platz überhebt mich der Verlegenheit, mich entweder vorzudrängen, oder zu weit unten zu bleiben.

Die eigene Tafel für jeden Gast sichert demselben eine bequeme Stelle, wo er die Arme frei behält, und keine Rippenstöße von seinen Nachbarn bekommt.

Die eigenen Schüsseln, die vor jedem gestellt werden, schützen ihn vor der Unhöflichkeit, seinem Nachbar vielleicht einen Leckerbissen wegzuhaschen, nach welchem dieser schon lüstern geschielt hatte.

Die Rauchpfannen vertreiben auf die angenehmste Weise den lästigen Speisegeruch.

Die Einschränkung des Trinkens, durch jedesmalige Aufforderung, verhindert, daß man des Guten nicht zu viel thue, und möchte besonders in meinem lieben Vaterlande sehr ersprießlich sein.

Die Schauspieler gewähren die angenehmste Unterhaltung, und selbst die Kesselpauken verhindern, daß man den Nachbar nichts dummes sagen hört. Wie oft muß man bei europäischen Mahlzeiten sich quälen und martern, um etwas zur Unterhaltung der Gäste beizutragen. In China ist das unnöthig. Man sitzt still und genießt, mit Mund und Ohren, mit Leib und Seele.

Das Aufstehen zwischen der eigentlichen Mahlzeit und dem Dessert ist höchst erwünscht, gewährt Erholung und befördert die Verdauung.

Kurz, ich habe, bei meiner nachherigen Heimreise über England und Deutschland, in mancher deutschen Reichsstadt geschmaust, wo man nicht viel weniger komplimentirte als in China, und dabei viel mehr Langeweile hatte.

Die Rache.

»Sie müssen einen Edelmann heirathen,« — predigte das alte Fräulein Hedwig aus dem uralten Hause Faltenwackel, der jungen bürgerlichen Amalie Willmuth täglich vor. »Sie müssen einen Edelmann heirathen, das sei Ihr Dichten, Trachten, Ziel, Wunsch und Gebet. Mein Gott! Wofür hat sich denn der Papa so reich gehandelt? Doch wohl um das einzige schöne Töchterchen, einmal auf einen Stammbaum zu pfropfen?«

»Ach nein,« sagte die sanfte Amalie. »Sie wissen, liebes Fräulein, daß mein Vater wenig vom Adel hält. Er pflegt ihn immer mit den Caryatiden zu vergleichen, die sich stellen, als ruhte das Gebäude auf ihren Schultern, die aber im Grunde nur eine Verzierung sind, ob sie sich gleich vordrängen und die eigentlichen Pfeiler verstecken.«

»Ich bitte Sie um's Himmelswillen!« erwiederte

Fräulein Hedwig, und ſteckte beide kleine Finger in die Ohren, obgleich ſie ohnehin auf einem Ohr taub war. »Ihr Vater iſt ein rechtſchaffener Mann, ein chriſtlicher Mann, aber von der Seeligkeit eines edlen Gemüths, das in einer altadeligen Wonne ſchwimmt, begreift er nichts. Doch meine ich noch immer, es ſei nur Verſtellung; er will Ihnen keine vergebliche Hoffnung machen; findet ſich aber erſt ein junger Mann von guter Familie, — wenn auch eben nicht tauſendjährig, wie das Reich Gottes, und die Faltenwackels, aber doch wenigſtens ſo alt, als der große Kaſtanienbaum auf dem Berge Aetna, — geben Sie Acht, dann wird der Papa plötzlich andere Saiten aufziehen. Warum hätte er den auch gerade mir ſo lange zugeſetzt, Ihre Erziehung zu übernehmen? Er wußte recht gut, daß ich, trotz meiner Armuth, mit meinen Geſinnungen in kein Kaufmannshaus paßte; folglich wählte er gerade mich, damit Sie ſchon früh einer adelichen Bildung theilhaftig werden ſollten.«

»Ach nein, liebes Fräulein,« nahm Amalie das Wort, »er wählte Sie, weil er Ihre Tugend, Ihre Rechtſchaffenheit kannte, weil er wußte, wie Sie an Ihren Eltern gehandelt, wie Sie mit Ihrer Hände Arbeit —«

»Kind, ſchweigen Sie um Gotteswillen!« rief die gute Faltenwackel. »Leider mußte ich mich ihm vertrauen, weil er mir Arbeit verſchaffte; aber wenn es außer Ihnen noch ein Menſch auf der Welt wüßte, ich ſchämte mich todt.«

»Und als Ihre Eltern ſtarben —«

»Nun ja, da zwang er mich gleichſam, hier in's Haus zu ziehen. Sie waren damals noch ganz klein, — du warſt noch ganz klein liebe Amalie, und er legte dich auf meine Arme, an mein Herz, und ich habe dich redlich an meinem Herzen getragen.« —

»Eben deswegen.« —

»Nein nicht eben deswegen, ſondern, weil ich von guter alter Familie bin, und weil er edle Abſichten mit dir hat, und weil eine Bürgerliche, eine Gouvernante, dich nicht in gewiſſe Zirkeln einführen konnte, und weil — und weil —«

So plauderte Fräulein Hedwig immer fort. Sie war die beſte redlichſte Seele, die jemals ein Wapen geführt; ſtreng-ſittlich waren ihre Grundſätze, zartfühlend ihr Herz, makellos ihr Wandel; nur den ungebührlichen Stolz auf ihre adelige Abkunft trug ſie wie eine Erbkrankheit mit ſich herum, und war auch eben ſo ſchuldlos dabei, als ein Menſch, der mit einer Hornhaut geboren wird, weil ſein Vater eine hatte; auch miſchte ſie, bei Amaliens Erziehung, nur dies Körnlein Unkraut unter ihre Weizen-Ausſaat. Aber freilich, wie es zu gehen pflegt, von geliebten Perſonen erträgt man nicht blos Schwachheiten, ſondern man nimmt ſie auch wohl zuweilen ſelbſt an. Ich habe Leute gekannt, die nie Tabak ſchnupfen mochten, doch aus Gefälligkeit langten ſie dann und wann in die Doſe eines Freundes, und ehe ein Jahr verging, hatten ſie ſich den Tabak richtig angewöhnt. Was Wunder, daß Amalie

Willmuth, die seit ihrem zwölften Jahr täglich hörte: Sie müssen einen Edelmann heirathen, endlich in allem Ernst wiederholte: Ich will keinen andern als einen Edelmann heirathen. Sie konnte das wohl sagen, denn sie brachte ihrem Manne sechstausend Thaler jährliche Einkünfte zu, und um solchen Preis entsagt jedes Wapen der Ehre bei Turnieren zu prangen; in geistlichen Stiftern ist ohnehin nicht viel mehr zu thun. Ihre Mutter war längst gestorben; nur mit ihrem Vater hatte sie einen Kampf zu bestehen, denn er war ein schlichter Bürger, der sein Gewerbe mit vierzig Thalern angefangen, im Schweiß seines Angesichts Tonnen Goldes erworben hatte, und es gern gesehen haben würde, wenn ein wackerer Schwiegersohn seine Fabriken und Niederlagen übernommen, seine berühmte Firma fortgeführt hätte. Da aber ein Vater gegen eine einzige liebliche Tochter gar selten einen Willen hat, so begnügte sich der alte Willmuth, über die hochadeliche Grille bald zu schmollen, bald zu spötteln, und stellte übrigens alles in seiner Tochter freie Wahl.

Freilich war die Sucht, eine Edelfrau zu werden, Amalien nur so angeflogen, wie eine Eisblume an ein Spiegelfenster, und so hätte, trotz aller Vermahnungen des guten Fräuleins Faltenwackel, es doch leicht geschehen können, daß Schalk Amor durch einen linden Hauch das Eisblümlein unversehens weggeschmolzen, und sich dann in der klaren Scheibe gespiegelt hätte, aber der Zufall wollte, daß der erste Bürgerliche, der sich um ihre Hand bewarb, ein

Inkroyabel nach der neueſten Mode, und folglich nichts weniger, als liebenswürdig war. Halb und halb hätte man ihn für demüthig halten ſollen, denn er kleidete ſich in einen Sack, doch ohne Aſche auf ſein Haupt zu ſtreuen; er verbarg ſein welkes Herz unter fünf oder ſechs Gillets, und ſeine Hand an einem Orte, der der Sitz ſeiner Seele war; er hatte ſo zu ſagen ſtudirt, und von den neuen Philoſophen gelernt, daß die ganze Welt, hors nous et nos amis, aus lauter Dummköpfen beſteht; daher machte er auch Sonnete und Wortſpiele, als das Höchſte der Kunſt, und verachtete Wieland. Uebrigens hieß er Flugwild, war faſt eben ſo reich als Amalie, und folglich entſchloſſen, ſeine höhere Natur nie in die gemeinen Dienſtbande zu ſchmiegen. Das hübſche ſechzehnjährige Mädchen hatte ſeine Begierden erwecket, und da er es für unmöglich hielt, abgewieſen zu werden, ſo machte er ſeinen Antrag mit edler Dreiſtigkeit, und zwar auf einem Balle, während er eine Angloiſe mit Amalien tanzte, dabei ſo laut, daß alle Mittänzer es hören konnten.

Das ſchüchterne ſittſame Mädchen trug, ihm ſelber unbewußt, das Ideal eines künftigen Gatten in ihrem Herzen, dem Flugwild nun gerade gar nicht glich. Wäre er alſo auch ein Edelmann geweſen, ſie würde ihn dennoch eben ſo unwillig geflohen haben, als ſie, nach geendigtem Tanze, den bürgerlichen Inkroyabel floh. Dieſer war indeß zufrieden, ſie für den ganzen Abend blutroth gemacht zu haben, hielt dies für ein ſicheres Zeichen, daß ſie (mit

Lucinden zu reden) ſich ſeiner Wuth ganz hingeben wolle, und ging am andern Morgen keck zum Vater, um den Hochzeitstag für die künftige Woche feſtzuſetzen.

Der alte Willmuth erſtaunte zu vernehmen, daß ſeiner Tochter Vermählung bereits ſo nahe ſei, da ſie ihm noch kein Wörtchen davon vertraut hatte. Indeſſen behauptete Flugwild mit ſo großer Zuverſicht, unausſprechlich geliebt zu werden, daß der alte ſchlichte Mann gar nicht daran zweifeln konnte. Ob es ihm nun gleich nicht gefiel, daß ſein künftiger Schwiegerſohn nicht fein ehrbar auf dem Sofa neben ihm ſitzen blieb, ſondern, während er die Anwerbung that, vor dem Spiegel das Halstuch über das Kien ſchob; ſo antwortete er ihm doch ganz höflich, er für ſeine Perſon wende nichts gegen ihn ein, habe ſeiner Tochter freie Wahl gelaſſen, und werde ſogleich mit ihr reden. Darauf ſchüttelte Flugwild dem Alten mächtig die Hand, nannte ihn Papa, blätterte noch einen Augenblick in der da liegenden Bibel, ſagte, der Evangeliſt Johannes ſei ein idealiſtiſcher Philoſoph geweſen, und ſtürmte hinaus, um ſeine Freunde zur Hochzeit einzuladen.

Die Sache nahm nun freilich ein betrübtes Ende, denn nachdem der alte Willmuth mit Amalien geſprochen hatte, ſchrieb er ein höfliches Billet: »an Se. Wohledlen den Herrn Flugwild junior,« worin er demſelben dienſtfreundlichſt meldete: »wasmaßen ſeine Tochter annoch keineswegeſ geſonnen, ihren jungfräulichen Stand zu verändern, die wohlmeinende Intention jedoch mit gebührendem

Dank erkenne, und ihm alles Wohlergehen christlich anwünsche.“

Wer da weiß, wie innig die heutigen philosophischen Inkroyabels von ihrer eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen sind — (und wer weiß das nicht!) — der kann sich eine Vorstellung von der ungeheuren Wuth machen, welche Flugwild's Eingeweide ergriff. Stracks versuchte er seine Rache in Sonneten und Xenien auszuhauchen; aber da der alte Willmuth, sowohl als seine Tochter, zu den gemeinen Naturen gehörten, die dergleichen Kunstwerke nie lasen, so erreichte er dadurch seinen Zweck nicht. Seine Erbitterung wuchs, als er zufällig erfuhr, Amalie Willmuth wolle nur einem Edelmann ihre Hand geben. Nun begriff er erst, wie es möglich gewesen, die seinige auszuschlagen, denn er war sich ja innig bewußt, alle Vorzüge zu besitzen, den einzigen der Geburt ausgenommen, dem er schon längst die unartigste Verachtung widmete. Sofort baute er auf diesen Umstand einen teuflischen Plan der Rache; denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich im Handeln und Wandeln Menschenkinder wie wir alle, und führen alles auf die Einheit (nämlich auf sich selbst) zurück.

Als Flugwild in Jena studirte, befand sich daselbst auch ein munterer Jüngling, mit offenem Kopf und Herzen, genannt Distel, der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers in einem Landstädtchen. Sein Vater lag, wie so mancher Seinesgleichen, an der Thorheit krank, aus-

dem einzigen Sohne einen Gelehrten machen zu wollen, und das Ziel seiner Wünsche war, den kleinen Christoph einst Gottes-Wort von der Kanzel seines Vaterstädtchens predigen zu hören. Wie dann seine Mitbürger, und wohl gar der Herr Amtmann, den Hut vor dem Ehrenmanne abziehen würden, aus dessen Lenden dies Kirchenlicht entsprossen, das waren seine seligen Träume, wenn er Sonntags nach der Kirche hinter dem Kachelofen sein Pfeifchen schmauchte. Christöffelchen mußte also studiren, und that es gern; denn zum väterlichen Schuster-Handwerk spürte er ohnehin kein Genie. Er lief, wie Tausende seines Gleichen, aus einem Collegium in's andere, schnappte aber doch mehr auf als mancher andere, und in seinem gut organisirten Kopfe wurde es ziemlich hell. Dabei lebte er lustig und locker, vergeudete in drei Jahren, was der Vater in vierzig zusammengespart hatte, machte Schulden obendrein, schlug sich, wurde relegirt, flüchtete nach Haus, fand seinen ehrlichen Alten todt, und einen üblen Ruf von sich selbst unter seinen Mitbürgern verbreitet. Zwar meldete er sich bei der hochpreislichen Landesregierung zum Examen, wurde aber nicht zugelassen, weil er relegirt war. So sah er jeden Weg, sein Brot zu erwerben, verschlossen; seine angeborne gute Laune schützte ihn jedoch vor Verzweiflung. Er wollte eben unter die Soldaten gehen, als noch zu rechter Zeit ein junger Edelmann, für den er sich einmal in Jena geschlagen hatte, ihm eine Dorfschulmeisterstelle anbot, die er auch ohne Bedenken annahm.

Den niederschlagenden Gedanken, sich in seinem fünfundzwanzigsten Jahre als Schulmeister in ein Dorf zu begraben, verscheuchte er so gut er konnte, durch allerlei lustige Einfälle, zu welchen unter andern auch der gehörte, daß er an alle seine vormaligen Universitätsfreunde förmliche Notifications-Schreiben erließ, worin er ihnen seine Erhebung zum Dorfschulmeister meldete, und sie seiner ferneren Protektion versicherte.

Ein solches Schreiben erging nun auch an Flugwild, mit dem er in Jena viel commercirt hatte, und der Inkroyabel erhielt es gerade in der Zeit, als er auf Rache an Amalien sann. Plötzlich, wie ein Blitz in einen Teich schlägt, daß der Schlamm umherspritzt, kam Flugwild auf den Gedanken, den Dorfschulmeister zum Werkzeug seiner Rache zu gebrauchen. Er erinnerte sich, daß Distel mit einer schönen männlichen Figur einen gewandten Geist verbinde, mehr bedurfte es nicht zu seinem Plane; das übrige konnte er mit seinem Gelde bewirken. Sogleich schrieb er an Distel einen sehr freundschaftlichen Brief: »bedauerte, daß seinen Talenten ein so armseliger Wirkungskreis angewiesen worden; schalt, daß er nicht mehr Vertrauen zu seinen reichen Freunden bewiesen habe; erklärte, er könne unmöglich zugeben, daß er als Dorfschulmeister versaure; bat ihn, auf der Stelle seinen Abschied zu nehmen, und sich an einem gewissen bestimmten Tage in Hamburg einzufinden, wo er Flugwild antreffen, und mit dem, was er zu des lieben Freundes künftiger Versorgung veranstaltet, gewiß zufrieden sein werde.

Christöffelchen fiel aus den Wolken, aber nicht unsanft, sondern ließ sich ganz behaglich auf dem grünenden Rasen der Hoffnung nieder. Seiner Schulmeisterstelle zu entsagen, kostete ihn keinen Seufzer, sein schlaffer Mantelsack war bald geschnürt, und siehe, am angesetzten Tage wanderte er rüstig und wohlgemuth in das Thor der mehr biedern als freien Reichsstadt Hamburg, und verfügte sich gradeswegs in das Hotel de Petersbourg, wo man sich weigerte, den bestäubten, unansehnlichen Gast aufzunehmen, bis Flugwild vom Fenster herab ihn erkannte und ihm Einlaß verschaffte. Es wurde sogleich ein runder Tisch mit Champagner-Gläsern verziert, und zu traulicher Mittheilung die Thüre verschlossen.

Distel brannte vor Begierde zu erfahren, welche Aussichten sein Jenaischer Zechbruder ihm öffnen werde. Kaum war daher einigen süßen Erinnerungen an Zwetzen und Löbstädt *) ihr Recht widerfahren, als er mit der neugierigen Frage herausrückte: »Nun, Herr Bruder, vor allen Dingen, was hast du mit mir vor?« — »Du sollst,« versetzte Flugwild, »ein sehr hübsches und sehr reiches Mädchen heirathen.« — Von Herzen gern. — »Sie ist aber eine Närrin.« — Hat nichts zu bedeuten. — »Sie hat mich ausgeschlagen.« — Das ist so närrisch eben nicht. — »Weil ich kein Edelmann bin.« — Aber ich bin ja auch keiner. — »Du sollst einer werden.« — In Gottes Namen.

*) Dörfer bei Jena.

Nun entwickelte ihm Flugwild seinen Plan. Distel sollte von nun an Baron von Distelberg heißen und ein böhmischer Edelmann sein; sollte mit Geld reichlich versorgt werden; noch ein Vierteljahr in Hamburg bleiben, um sich im Tanzen, Reiten und andern adelichen Künsten zu üben; dann wolle ihm Flugwild ansehnliche Kreditbriefe von reichen Häusern in Wien und Prag an reiche Häuser in Hamburg verschaffen, die er gegen andere, in Amaliens Wohnort zahlbar, auszutauschen begehren solle. Flugwild zweifelte nicht, daß diese neuen Kreditbriefe auf den alten Willmuth selbst gestellt sein würden, da er das erste Haus dort machte (und er hatte allerdings richtig gerechnet); Distel solle sich dann mit einem ansehnlichen Gefolge einstellen, und seine Wechsel produciren; der alte Willmuth werde sodann ohne Zweifel, wie es der Brauch ist, ihn zum Essen laden, da werde er Amalien kennen lernen, ihr den Hof machen, um ihre Hand bitten, sie heirathen.

Nun? Und endlich? sagte Distel, der mit offenem Munde und weit aufgesperrten Augen ihm zuhörte.

„Damit hat die Geschichte ein Ende," versetzte Flugwild, »ich bin gerächt und du hast eine junge, hübsche, reiche Frau." — Und wenn der ganze Plan mißlingt, so habe ich meine schöne Dorfschulmeister-Stelle umsonst aufgegeben? — »Narr, er wird nicht mißlingen; sollte er aber, so verspreche ich dir eine Pension, dreimal größer als der Schulmeister-Gehalt."

Wenn das schriftlich geschähe, meinte Distel, so sei er

vollkommen zufrieden. Zwar sehe das Ganze einer verdammten Spitzbüberei ähnlich, aber da das Mädchen eine Närrin sei, so verdiene sie wohl die kleine Züchtigung, die noch dazu am Ende zu ihrem Glück ausschlage, denn er sei doch ein hübscher Mann und eine ehrliche Haut dabei.

Der Antrag wurde also förmlich abgeschlossen. Distel's schlaffer Mantelsack verwandelte sich in volle Koffer und strotzende Beutel; der Herr Baron von Distelberg beschäftigte sich in Hamburg einige Monate lang mit ritterlichen Uebungen, equipirte sich sehr elegant, hielt Kutscher, Jäger und Bedienten, bewies den Hamburgern durch seine Wiener Kreditbriefe, daß er ein reicher böhmischer Edelmann sei, und erhielt daher ohne Bedenken, als er abreisen wollte, neue Empfehlungsschreiben an Peter Willmuth in D**

In einem schönen englischen Reisewagen, von Bedienten umringt, begab er sich nun auf den Schauplatz, wo er die Hauptrolle spielen sollte. Gleich am andern Tage besuchte er Peter Willmuth, übergab sein Schreiben, wurde höflich empfangen, gab vor, keinen Menschen in der Stadt zu kennen, und erhielt natürlich eine Einladung zum Essen. Er stellte sich zu rechter Zeit ein, der alte Willmuth unterhielt ihn vom Wind und Wetter, die Speisen wurden aufgetragen. Ruft meine Tochter, sagte der Alte zu dem Bedienten, und dem Dorfschulmeisterlein schlug das Herz. Zwei Minuten nachher trat ein holdes schönes Mädchen herein, von einer dicken, ehrbaren Person begleitet. Distel

wurde roth, welches ihm seit vielen Jahren nicht begegnet war, und Amalie erröthete, welches ihr täglich begegnete.

Der Herr Baron von Distelberg, sagte der alte Willmuth, indem er ihn den Damen präsentirte. Amalie verneigte sich sittsam; Fräulein Faltenwackel wurde sehr freundlich, als das magische Wort Baron ihr eines Ohr erreichte. Man setzte sich. Distel verwandte kein Auge von Amalien: Jammerschade, dachte er, daß das Mädchen eine Närrin ist. Er hatte sich vorgenommen sehr viel zu essen und zu schwatzen, er aß aber wenig und sprach fast gar nicht. Seine Augen waren um so beredter. Amalie hatte eine Eroberung gemacht, sie selbst dachte es, und Fräulein Hedwig sagte es und ereiferte sich sogar, als ihr holder Zögling, um Widerspruch zu hören, ihr widersprach. »Ein junger Mann von Stande,« sagte sie, „das sieht man auf den ersten Blick. Denn gelehrt kann ein Bürgerlicher werden, auch höflich; aber nie erreicht er die Gewandtheit in Manieren, die zum Exempel den Baron v. Distelberg ziert.«

Was das Exempel betraf, so hatte die gute Hedwig ganz Recht. Dem Schustersöhnlein war in der That eine Anlage zum großen Herrn nicht abzusprechen. Wenn man bei Tische, nach jeder Schüssel, ihn Messer und Gabel wechseln sah, oder wenn er, mit nachlässig zurückgebogenem Halse, den Bedienten Befehle ertheilte, oder, die weißen Zähne stochernd, den Brillant-Ring spielen ließ; so hätte man schwören sollen, das sei ihm alles Hochwohlangeboren. Die

ſchwache Seite der ſtiftsfähigen Gouvernante hatte der Schlaukopf bald weg, und ſprach mit ihr, ſo oft er das Unglück hatte, ſie allein zu treffen, nicht allein vom Adel überhaupt, ſondern auch insbeſondere vom Geſchlecht der Faltenwackel, mit entzückender Ehrfurcht; ja, er entlockte der guten Seele eines Tages helle Thränen, als er keck verſicherte, in geheimen Memoiren der portugieſiſchen Geſchichte geleſen zu haben, daß ein Faltenwackel beſonders dazu beigetragen habe, das Haus Braganza wieder auf den Thron zu bringen. Seit dieſer Entdeckung war Fräulein Hedwig ſeine treue Bundesgenoſſin, nach alter Sitte (denn in neuern Zeiten heißt alliirt — uneinig), ſie vernahm ſeine Seufzer und brachte ſie an die Behörde; er ſchimpfte dagegen aus Dankbarkeit auf die franzöſiſche Revolution.

Auch mit dem Papa ſtand er ſich recht gut. Er hatte auf der Akademie von Kameralwiſſenſchaften, Fabrikenweſen und dergleichen manches aufgeſchnappt, und jetzt las er jeden Morgen noch ein Paar Stunden in technologiſchen Lehr- und Handbüchern. So ausgerüſtet kam er zu Peter Willmuth, und — was nun freilich die Hauptſache iſt, — wußte ſeine oberflächlichen Kenntniſſe ſo trefflich geltend zu machen, ſo anſpruchlos und ungezwungen zu äußern, daß er den alten wohlerfahrnen Fabrikanten nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte. Es währte nicht lange, ſo führte er ihn in allen ſeinen Fabriken herum, — eine Ehre, die er nie einem Fremden erzeigte, — und Diſtel wußte ſo geſchickt und kenntnißreich

zu loben, daß der Alte, Abends vor Schlafengehen, Fräulein Hedwig durch die Bemerkung in Feuer setzte: »Für einen Edelmann ist dieser Baron in der That ein sehr gebildeter Mensch.«

Wenn Distel durch kleine Künste bei Vater und Gouvernante sich einzuschmeicheln wußte, so fing er es dagegen bei Amalien, wider seinen Willen, ganz kunstlos an. Zu Hause studirte er wohl auf Blicke und Worte, stand er aber vor ihr, so versagten die Worte und die Blicke waren nicht in seiner Gewalt. Aus einem projektirten Feuerblick wurde ein schmachtender, und wenn es darauf ankam, ihr recht tief in das blaue Auge zu schauen, so schlug er das braune nieder. Gerade das schadete ihm bei Amalien gar nicht, denn, nach der Liebe erregen die Mädchen nichts lieber als sittsame Scheu vor ihren Reizen. Sie war dem Pseudobaron schon recht herzlich gut, sie freute sich innerlich, wenn der Vater ihn lobte, und wurde nicht ungehalten, wenn Fräulein Hedwig Winke von gewissen Möglichkeiten fallen ließ.

So verstrichen einige Monate. Flugwild, dem Distel bei nächtlicher Weile Rapport von seinen gemachten Fortschritten abstatten mußte, drang jetzt darauf, daß er sich erklären und geradezu um Amaliens Hand werben solle. Distel's ehrliches Schulmeistergewissen spielte freilich noch zuweilen den Herrn über die erborgte adeliche Unverschämtheit; aber sein gegebenes Wort — das Nichts, in welches er zurück sank, wenn er es brach, und mehr als Alles, das Verlangen nach des schönen Mädchens Besitz,

ſtumpften die Gewiſſensſtacheln ab, die ohnehin bei der leichtſinnigen Jugend noch biegſam ſind, und erſt in der Mittagsglut des Lebens erhärten. Er trug dem ehrenfeſten Handelsmann ſeine Wünſche ein wenig ſtotternd vor, log ziemlich beherzt von ſeinen Gütern in Böhmen und der herrlichen Faſanen-Zucht, wurde mit freundlichem Kopfnicken angehört, und erhielt das Verſprechen, daß man der Sache weiter nachdenken, auch die Hauptperſon darüber vernehmen wolle.

Die Hauptperſon hatte eben nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, und, wenn ſie noch eine ſächſiſche Friſt ſich ausbedang, um, wie ſie ſagte, den Baron näher kennen zu lernen, ſo war das auch mehr eine Wirkung der Jungfräulichkeit, als des Mißtrauens. Fräulein Faltenwackel fand es ſehr überflüſſig, und meinte ſogar, es zieme ſich nicht, den Herrn Baron ſo lange hinzuhalten. Der Vater hingegen war vollkommen mit Amalien einverſtanden, um ſo mehr, da er doch auch zuvor noch Erkundigungen über ſeinen künftigen Schwiegerſohn einziehen wollte.

Es war im Mai, die gewöhnliche Zeit, wo Amalie auf ein ſchönes Landgut an der Elbe zu gehen pflegte; dem Baron Diſtelberg wurde daher bekannt gemacht: man könne ihm zwar noch keine entſcheidende Antwort geben, aber man werde es gern ſehen, wenn er einige Monate auf Amalien-Ruh zubringen wolle. Dieſe Einladung lies allerdings vermuthen, daß man ſchon halb und halb entſchloſſen ſei, ſeine Wünſche zu krönen, und mit Freuden

gte er ihr.

O welche ſelige Tage und Wochen verlebte er dort an Amaliens Seite! Immer traulicher ſchloß ihr ſchönes Herz ihm ſich auf; er ſah nun wohl, daß ſie keine Thörin ſei, und daß die Adelsgrille, wenn ſie wirklich hier, wie eine Schmarotzer-Pflanze, an dem ſaftreichen Bäumchen klebe, nur durch Fräulein Faltenwackel gehegt und gepflegt werde. Täglich entdeckte er neue Vorzüge, Talente, Lieblichkeiten und — was freilich in ſeinen Augen allem den höchſten Zauber lieh — täglich überzeugte er ſich mehr, daß Amalie ihn liebe. Doch, was ihn hätte dreiſter machen ſollen, bewirkte Schüchternheit in ihm; die Rinde, die der Leichtſinn um ſein Herz gezogen, borſt im Strahl der Liebe, der ſein altes Recht, was er berührt, zu veredeln, auch an ihm behauptete; ihn gereute, was er unternommen, er wurde ſtill und traurig, und wagte nicht mehr, ſeine Empfindungen laut werden zu laſſen.

Amalie bemerkte die Veränderung wohl, aber ſie deutete ſie — wie Mädchen pflegen, — zu ihrem Vortheil; ſie meinte, der Baron verzage, weil die entſcheidende Antwort ſo lange verzögere, und Fräulein Hedwig beſtärkte ſie in dieſem Glauben. Seinen Charakter hatte ſie nunmehr hinlänglich geprüft, ſie fand ihn munter, gefällig und immer heute wie er geſtern war. Die letztere Eigenſchaft hielt ſie mit Recht für die empfehlendſte im Eheſtande, denn wehe! wenn Mann oder Weib der gelben Regenblume *)

*) Calendula pluvialis.

gleichen, die nur im Sonnenschein ihre Blätter entfaltet, bei jedem trüben Wölkchen sich zuschließt. Sie hatte seine Denkungsart auf allerlei Proben gestellt, ihm oft durch Ueberraschung Aeußerungen entlockt, die er unmöglich vorbereitet haben konnte; immer fand sie Edelmuth mit ein wenig Leichtsinn vermischt; den letztern übersah, entschuldigte die Liebe, denn sie liebte ihn von ganzer Seele.

Eines Abends saßen sie im Grünen, und Amalie warf ihren träumenden Liebhaber neckend mit Jasminblüten, ohne doch mehr als ein wehmüthiges Lächeln dadurch zu bewirken: siehe da schritt ein Bote durch das grüne Gartenthor, und brachte ihr einen Brief vom Vater. Der gute Alte schrieb: „es mache ihm Vergnügen, ihr zu melden, daß die aus Hamburg eingezogenen Nachrichten über Baron Distelberg sehr günstig lauteten. Sein Korrespondent, auf den er sich verlassen könne, schreibe ausdrücklich: daß er des Barons Familie zwar weiter nicht kenne, daß aber das Wiener Haus, durch welches ihm derselbe empfohlen worden, eines der besten und solidesten sei. Auch habe sich der junge Mann in Hamburg keineswegs als einen Windbeutel gezeigt; man habe ihn überall gerne gesehen, und seine Kreditbriefe bewiesen, daß er mehr als wohlhabend sein müsse. Unter diesen Umständen, meine liebe Tochter (fügte Papa Willmuth freundlich hinzu), magst du nun in Gottes Namen deiner Neigung folgen, wenn du anders welche für ihn hast.“

Amaliens Augen glänzten, indem sie las, und das leise

bewegte Papier verrieth ein leiſes Zittern ihrer Hand. Als ſie geendet hatte, heftete ſie ihren Blick mit Innigkeit auf den Geliebten, ſchien plötzlich einen Entſchluß zu faſſen, ſtand auf, trat vor ihn, der im Graſe lag, reichte ihm mit lächelndem Ernſt die Hand, und ſprach mit bewegter doch feſter Stimme: »Diſtelberg, Sie lieben mich, und ich bin Ihnen herzlich gut. Mein Vater läßt mir freien Willen; hier iſt meine Hand.«

Zermalmt lag der Jüngling zu des ſchönen Mädchens Füßen. Dieſes himmliſche Auge, in dem eine Thräne ſchwamm, dieſer volle Buſen, der ſich ſehnend hob, dieſe Schwanenhand, die ſich zitternd nach ihm ausſtreckte — und endlich die holden Worte, von ſüßen Lippen geſtammelt: — Alles ergriff berauſchend ſeine Sinne! Er ſtürzte vor ihr nieder, drückte ihre Hand gewaltſam an ſeinen Mund, gegen ſeine Augen, an ſein Herz, brach in Thränen aus, ſprang auf, wollte Amalien umarmen, die ihm willig entgegen kam, ſchauderte plötzlich zurück, ſtieß ſie faſt unſanft von ſich, ſeufzte, ſchluchzte und eilte davon. — Erſtaunt ſah Amalie ihm nach; ängſtlich fragend wandte ſie ihre Blicke auf Fräulein Hedwig. »Es iſt der erſte Freuden-Rauſch,« ſagte dieſe, »für einen Edelmann freilich ein wenig zu ſtark; aber er wird ſich legen, laß ihm nur ein Stündchen Zeit.«

Amalie ſchüttelte den Kopf. Es kam ihr bedenklich vor, und langſam, mit geſenktem Haupte, ſchlich ſie nach Hauſe. Die Abendtafel wurde gedeckt; ſchon waren die Speiſen

aufgetragen, der Baron erſchien noch nicht. Ein Bedienter ging ihn zu rufen, er ließ ſich entſchuldigen. Jetzt gerieth Amalie ſichtbarlich in ängſtliche Bewegung, und Fräulein Faltenwackel meinte: das ſei keine Manier. (Stillſchweigend verſtand ſie darunter die adeliche Manier.) Amalie berührte keinen Biſſen und floh ſehr bald in ihr Schlafzimmer, deſſen Benennung für dieſe Nacht nur ein leerer Titel blieb. Mit der aufgehenden Sonne ſchlich ſie in den Park, und miſchte Thränen, von banger Ahnung erpreßt, in den milden Thau des Himmels. »Was iſt das? was bedeutet das?« fragte ſie ſich hundertmal, und immer mußte ſie die Antwort ſchuldig bleiben. Sehnſuchtsvoll erwartete ſie die Stunde des Frühſtücks, das man in Geſellſchaft einzunehmen pflegte. Wohl eine Viertelſtunde früher war ſie ſchon im Garten-Salon, ſetzte ſich hinter den Theetiſch, und ſuchte einen ruhigen Anſtand zu erkünſteln, der ſie jedoch verließ, ſo oft die Thür ſich öffnete. Schon längſt ſaß auch Fräulein Hedwig neben ihr, hatte ihren Morgenhuſten bereits abgethan, lüſterte nach dem braunen Mocca-Trank, ließ ihn einmal über das andere durch ein Säckchen laufen, und wurde ungeduldig.

»Wo bleibt denn der Baron?« rief ſie endlich mit einiger Bitterkeit, »er pflegt doch ſonſt nie der letzte zu ſein. Chriſtian, geht und ruft ihn.« — Der Bediente ging. Amalie ſagte kein Wort, aber ihr Buſentuch wogte auf und nieder. Der Befehl, den Baron zu rufen, hatte ſchon zwanzigmal auch auf ihren Lippen geſchwebt; eine

Scham, die sie sich nicht erklären konnte, hielt sie zurück. Jetzt erwartete sie den geliebten Sonderling jeden Augenblick. Um den Sturm in ihrem Busen nicht zu verrathen, schenkte sie hastig eine Tasse Thee ein, verschüttete die Hälfte, und brachte — als sie Tritte nahen hörte — die Tasse zitternd an den Mund.

Es war aber nur Christian, der bestürzt hereintrat, mit einem Briefe in der Hand. »Der Herr Baron ist abgereist,« sagte er. »Diesen Brief an die Mamsell hat er hinterlassen.« — Amalie erbleichte. Fräulein Faltenwackel winkte dem Bedienten hinaus zu gehen. Amalie hatte nicht die Kraft, den Brief zu erbrechen, sie reichte ihn ihrer Erzieherin mit stummer Bitte, ihn zu öffnen. Fräulein Hedwig that es und las:

»Länger darf ich nicht schweigen. Ich habe Sie betrogen. Flugwild hat, zum Werkzeug seiner Rache, meinen Leichtsinn mißbraucht. Ich bin kein Baron, ich bin ein armer Schustersſohn —«

Hier ließ Fräulein Hedwig halb ohnmächtig den Brief aus der Hand sinken. Amalie hingegen, die bleich und leblos bei den ersten Zeilen sie angestaunt hatte, schien plötzlich ihre Kräfte wieder zu finden; hastig raffte sie den Brief auf und las selbst weiter:

»— eine Verbindung mit mir sollte Sie zum Gespötte machen. Als Thörin schilderte er Sie, und seinen Betrug als verdiente Züchtigung. Ich Elender willigte ein! Statt der Thörin fand ich einen Engel! ich liebte Sie, Amalie,

ich liebe Sie unaussprechlich! Fluchen Sie mir nicht; ich bin kein böser Mensch. Ach! ich wußte nicht, daß ich ein Bubenstück begann! Vollbringen kann ich es nicht. — Fluchen Sie mir nicht! ich bin ohnehin bestraft genug, denn ich liebe Sie bis zum Wahnsinn! Nie sollen Sie mich wiedersehen — nie wieder ein Wort hören von dem

unglücklichen Distel.»

Die gute Faltenwackel zappelte mit Händen und Füßen. »Das überleb' ich nicht!» schrie sie einmal über das andere. Amalie hingegen schien es überleben zu wollen. Zwar war die Hand mit dem Briefe in ihren Schooß gesunken, und ihre Augen waren starr an ihre Knie geheftet; aber der Busen hob sich minder ängstlich, dann und wann schien sogar der Gedanke an ein Lächeln sich auf ihre bleichen Wangen zu stehlen, kurz, sie schien ein größeres Unglück erwartet zu haben. Da sie aber länger als eine halbe Stunde immer so unbeweglich saß, und Fräulein Hedwig's, »das überleb' ich nicht,» ihr keinen Laut entlockte, so gerieth diese endlich in Angst um die verlassene Braut, wackelte fort, holte Riechfläschchen, und wollte nach einem Arzte senden.

»Nicht doch,» lispelte Amalie, indem sie das Riechfläschchen sanft wegschob, »ich bin nicht krank; aber lassen Sie anspannen; den Postzug vor die leichte Chaise, ich muß sogleich nach der Stadt.»

Alle wie? was? und warum? der besorgten Gouvernante blieben unbeantwortet. Amalie bestand auf ihren

Entſchluß, ohne ſich weiter zu erklären. Während man eilte, ihren Befehl zu vollziehen, ging ſie ſelbſt noch einmal auf Diſtel's Zimmer, und fand dort, zu ihrem Erſtaunen, ſeinen Jäger mit Einpacken beſchäftigt. »Wie, Philipp!« rief ſie aus, »Er noch hier?«

»Ach ja!« verſetzte der ehrliche Kerl, mit verweinten Augen, »ich habe einen guten Herrn verloren!«

»Warum hat Er ihn nicht begleitet?«

»Sein ausdrückliches Verbot —«

»Wo iſt Sein Herr hingegangen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Hat er denn gar nichts mitgenommen?«

»Gar nichts. Alle ſeine Sachen ſoll ich in der Stadt an Herrn Flugwild abliefern, nebſt dieſen Zettel, den Sie leſen mögen; denn er hat ſich nicht die Mühe genommen, ihn zu verſiegeln.«

Amalie las: »Du haſt mich zu einem Schurkenſtreich verleiten wollen, aber du verkannteſt mich. Was ich von dir habe, ſende ich dir zurück. Aermer als ich zu dir kam, gehe ich in die Welt. Forſche nicht nach mir, und wenn jemals ein Ungefähr uns zuſammenführt, ſo weiche mir aus, denn obwohl ich dich verachte, ſo möchte doch bei deinem Anblick der Zorn mich übermannen, und ich den Namen Amalie blutig auf deine ehrloſe Stirn zeichnen.«

Mit einer Thräne im Auge gab ſie den Zettel zurück: »Erfülle Er ſeines Herrn Befehl,« ſagte ſie mit freundlicher

Wehmuth, »und komm' Er dann hieher zurück; ich werde suchen, Ihm seinen Verlust zu ersetzen.«

»Ach herzensliebe Mamsell!« seufzte der Jäger, »er war ein so guter Herr! und wenn Sie wüßten, was er diese Nacht gelitten hat — und wenn Sie gesehen hätten, wie er, mehr todt als lebendig, vor Tage aus dem Hause schlich. —

»Genug,« erwiederte Amalie und schlüpfte hastig aus der Thür, um ihre Bewegung zu verbergen. Der Wagen war angespannt; sie warf sich mit Fräulein Hedwig hinein, und in weniger als drei Stunden erreichten sie die Stadt. Unterwegs hatte die gute Alte vergebens hundert Versuche gemacht, Amalien zum Reden zu bringen; sie meinte, es sei stumme Verzweiflung, ließ daher Trostgründe aufziehen, schimpfte christlich auf den abscheulichen Menschen, der die adelichen Manieren so täuschend nachzuahmen gewußt habe, und das Ende vom Liede war jederzeit: ich überleb' es nicht! — Arme Faltenwackel! dir standen doch noch weit ärgere Dinge bevor; denn kaum war Amalie aus dem Wagen gesprungen, als sie sich zu ihres Vaters Füßen warf, ihm alles entdeckte, Distel's Brief ihm zeigte, und mit innigster an Schwärmerei gränzender Empfindung ausrief: »er liebt mich wahrhaft, denn er konnte mich nicht betrügen! In seiner Macht stand es, mich zu besitzen! Er liebt mich, er wollte mich keinem Betruge verdanken, er hatte die Kraft mir zu entsagen! — Jetzt lieb'

ich ihn mehr als jemals! und nie, nie werde ich einem andern meine Hand reichen!»

Peter Willmuth war ein guter alter Mann, der erst hätte lernen müssen, wie er's anfangen sollte, seiner einzigen lieben Tochter etwas abzuschlagen. Die Grille mit dem Edelmann war ja auch nicht seine Grille; ihm galt es gleich, ja ihm war es aus schon erwähnten Ursachen lieber, wenn Amalie einem Bürgerlichen ihre Hand reichte. Distel hatte ihm überdies gefallen; der junge Mensch hatte feine Kenntnisse verrathen, und konnte in Jahr und Tag ein wackerer Kaufmann werden.

»Ich weiß gar nicht, liebe Amalie,» sagte er sehr gelassen, »warum du knieſt? — Ei, sage mir, warum knieſt du denn? — Steh' auf und heirathe ihn, doch nicht eher, bis du ihn findeſt.»

Amalie sprang auf und hing an seinem Halse. —

»Ein Schustersſohn!» rief Fräulein Faltenwackel und schauderte. — »Mein Großvater war ein ehrlicher Schneider,» sagte Peter Willmuth und ging auf sein Comptoir, überzeugt, daß Amalie für das übrige sorgen werde. Darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Sie sandte dem Geliebten seinen treuen Philipp nach, der glücklicherweiſe die Straße bemerkt hatte, auf welcher Distel fortgetaumelt war. Philipp fand ihn sechs Meilen von Amalien-Ruh in B— wo eine —sche Garnison lag, und wo er eben im Begriff stand, sich anwerben zu lassen; gleich einem

Trunkenen, gleich einem Träumenden, führte er den Flüchtling zu Amaliens Füßen zurück. In wenigen Tagen waren ſie ein glückliches Paar, und nach vielen Jahren waren ſie noch immer das glücklichſte Paar. Flugwild erhielt eine Einladungskarte zur Hochzeit, die er mit den Zähnen zerriß. Fräulein Faltenwackel war noch zwanzig Jahre lang Zeuge der reinſten häuslichen Zufriedenheit, und ſeufzte jeden Abend: Das überleb' ich nicht!

Anekdoten.

Musikalisches Schauspiel.

Im Jahre 1777 gab Raimondi zu Amsterdam ein Concert, welches dem Gehör die Begebenheiten Telemach's vorstellen sollte. Es währte eine Stunde. Die Rollen waren folgender Gestalt vertheilt:

Telemach, erste Violine; Mentor, Violoncell; Calypso, die Flöte; Eucharis, eine Nymphe der Calypso, die Hoboe. Die übrigen Nimphen, die Blas-Instrumente. Das Stück hebt an mit einer Symphonie, die auf die gewöhnliche Weise einen Sturm ausdrückt oder ausdrücken soll. Hierauf folgt ein accompagnirtes Duett zwischen der ersten Violine und dem Violoncell; Telemach und Mentor freuen sich nämlich ihrer Rettung. Calypso erscheint, die Flöte, und führt den Jüngling lispelnd in ihre Grotte. Die zurückbleibenden Nimphen machen Tutti, welches zuweilen von einem Solo der Oboen unterbrochen wird, weil Eucharis sich gleichfalls in Telemach verliebt hat. So geht es denn immer fort, bis am Ende das ganze Orchester den Schiffsbrand ausdrückt. (?) Die Blas-Instrumente haben abwechselnd Solo, um Calypso's Klagen und Thränen zu versinnlichen. — In neuern Zeiten hat, so viel wir wissen, nur der Herr Abt Vogler ähnliche Versuche gemacht (denn Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten sind durch Worte unterstützt), die uns wohl der Nachahmung

werth dünken, weil sie nicht blos das Ohr, sondern auch die Fantasie angenehmer beschäftigen. Nur muß der Komponist in der Wahl des Sujets sehr vorsichtig sein. Ein Schiffsbrand darf nicht darin vorkommen.

Komische Gravität.

Als Philipp V. den spanischen Thron bestieg, fand er eine seltsame, seit Jahrhunderten beobachtete Gewohnheit. An jedem Freitage nämlich versammelte sich der hohe Rath von Castilien im Thronsaal. Der König trat mit bedecktem Haupte herein; die Grandes fielen auf ihre Knie. Der König setzte sich und sagte: Steht auf! — Sie standen auf. — Setzt euch! — Sie setzten sich. — Bedeckt euch! — Sie bedeckten sich, — und hiemit war die Sitzung zu Ende.

Philipp bezeigte dem Präsidenten der Versammlung sein Erstaunen darüber. »Hat man denn hier nie etwas Anderes gethan?« fragte er. — Nie. — »Haben Karl II. und Philipp IV. nie mehr verlangt?« — Nie! Zuweilen hat man ihnen jedoch die Urtheile des hohen Rathes vorgelesen. — »Und was sagte dann Philipp IV.?« — Er sagte, das ist gut. — »Das werde ich auch sagen, wenn ich es so finde,« versetzte der König mit Würde; »wo nicht, so werde ich sagen, das ist schlecht.«

Der Präsident gerieth in Verwirrung, merkte, daß er einen Mann vor sich habe, dem es Ernst war König zu sein, und verbeugte sich tief. Doch Philipp zeigte diesen Ernst nicht lange.

Der Abbé de l'Epée.

Daß dieser edle Mann seine Zeit, sein Geld und seine Gesundheit dem menschenfreundlichen Bestreben weihte, Taubstummen Vernunft und Sprache zu geben, ist allgemein bekannt. Aber zu den vergessenen Dingen gehört, daß der würdige Greis im Jahre 1785 den Wunsch äußerte, einen Knaben zu finden, der taub, stumm und blind zugleich geboren sei, um einen Versuch zu machen, ob er nicht auch einen so ganz von der Natur Verstoßenen, der Gesellschaft schenken könne. Er wandte sich deshalb an den General-Polizei-Lieutenant, der aber in allen Hospitälern von Paris einen so elenden Menschen vergebens suchte. Hierauf machte der Abbé de l'Epée seinen Wunsch in mehreren Journalen bekannt, und bat mit einer Wärme, die ihm als vollbrachte That angerechnet zu werden verdient; wenn in Frankreich oder irgend einem andern Lande sich ein solcher Unglücklicher finde, ihm denselben auf seine Kosten zuzusenden. Wir haben nicht erfahren, ob seine Bekanntmachung einigen Erfolg gehabt. Hätte es doch keinen solchen Elenden gegeben!

Der alte wackere Chirurgus Morand und sein junger College.

Ein vornehmer Mann hatte ein gefährliches Geschwür. Er mußte sich entschließen, es operiren zu lassen, und wollte sich keinen andern als Morand's Händen anvertrauen, der damals mit Recht in großem Rufe stand. Morand kam, untersuchte das Geschwür, fand dessen Lage bedenklich, und, da er schon ein alter Mann war, dem die Hand zuweilen zitterte, so wollte er es nicht wagen, die Operation selbst vorzunehmen. »Hier sagte er, ist eine junge feste Hand vonnöthen, und ich empfehle Ihnen Herrn Marschall.« — Dieser junge, aber geschickte Mann, dessen Laufbahn kaum begonnen hatte, wurde geholt. Kaum hatte er aber die Operation wirklich angefangen, als der Veteran Morand, der dem Messer mit unverwandtem Blicke folgte, gewahr wurde, daß Marschall einen Schnitt zu thun im Begriff stand, welcher den Kranken wo nicht getödtet, doch unausbleiblich gelähmt haben würde. Er schwieg, und zeigte nur mit der Fingerspitze auf die Stelle, wo geschnitten werden mußte, ohne übrigens durch die kleinste Miene oder Bewegung den Fehler des jüngern Mitbruders zu verrathen, weil ihn das um seinen ganzen Ruf hätte bringen können. Marschall begriff augenblicklich, operirte nach dem erhaltenen Winke, und Alles ging vortrefflich. Der Kranke genas. Zur Feier seiner Genesung gab

er einen Familienschmaus, zu welchem auch Morand und Marschall gebeten waren. Als der letztere in die Thür trat, flog ihm der Geheilte an den Hals, und stellte ihn der Familie als den Retter seines Lebens vor. »Nein,« sagte Marschall, indem er den alten Morand bei der Hand ergriff, »hier steht der Mann, dem Sie danken müssen. Ohne *seinen* Rath wären Sie jetzt wenigstens lahm. Er hat meinen Ruf edelmüthig geschont; jetzt aber ist es meine Pflicht zu reden.«

Hume.

Hume's Geschichte von England trug den Buchhändlern so viel Geld ein, daß sie, als er sich mit einem ansehnlichen Vermögen nach Schottland zurückgezogen hatte, ihn mit Briefen verfolgten, und zur Fortsetzung dieses Werkes durch die vortheilhaftesten Anerbietungen zu bewegen versuchten. Anfangs entschuldigte sich Hume in allgemeinen Ausdrücken; als er aber immerfort gedrängt wurde, schrieb er endlich kurz und ehrlich: »Ich kann Ihre Vorschläge weder jetzt noch jemals annehmen, und zwar aus vier sehr guten Ursachen: *ich bin zu alt, zu dick, zu faul, und zu reich!*«

Wohlklang der Sprache.

Der verstorbene Graf von Stackelberg, der nämliche, der Polen eine Zeit lang im Namen der Kaiserin von Rußland regierte, begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandter in Madrid, wo er, wie überall Reichthümer und Witz verschwendete. Eines Tages gab er ein großes Diner, bei welchem, wenige Fremde ausgenommen, lauter Spanier gegenwärtig waren. Das Gespräch fiel auf die Vorzüge und besonders auf den Wohlklang der spanischen Sprache; und mehrere der Anwesenden behaupteten, daß keine andere Sprache ihr darin gleich komme, wenigstens nicht so majestätisch klinge. Stackelberg nahm das Wort. „Um Verzeihung, meine Herren," sagte er, „ich kenne doch eine Sprache, die der Ihrigen an majestätischem Wohlklang nichts nachgibt. Es ist die Ehstnische." — Jedermann stutzte, von einem finischen Dialekt dies behaupten zu hören; aber der Graf erbot sich auf der Stelle zum Beweis. Man nahm ihn beim Wort; und sogleich sprach er pathetisch folgende Phrase: Pois! säu da tassa ölle silda. Die Gegner konnten nicht abläugnen, daß dies allerdings sehr erhaben klinge, äußerten aber die Vermuthung, daß er gerade eine Stelle aus einem Volksgedicht oder Kirchengesange gewählt habe. — „Ach nein," erwiederte der Graf, „die ganze hochtrabende Phrase heißt nichts mehr und nichts weniger, als: Junge! fahr sacht über die Brücke.

Unverhofft kommt oft.

Eine arme Obſtverkäuferin, die drei kleine Kinder hatte, konnte in der theuren Zeit kaum ſo viel erübrigen, als ſie bedurfte, ſich und ihren Kindern Brot zu ſchaffen; aber auch die Miethe für das feuchte Loch zu bezahlen, welches ihr Hauswirth eine Stube nannte, war ihr unmöglich. Der harte Mann beſtand auf der Auspfändung, nahm ihr wirklich ihr Bett und ihre wenigen ſchlechten Möbel, und ließ ſie verauktioniren. Die arme elende Witwe war mit ihren Waiſen ſelbſt bei der Verſteigerung gegenwärtig. Schon waren die beſten Sachen um ein Spottgeld verſchleudert, und dennoch der Miethzins noch nicht einmal herausgebracht; da traf die Reihe auch ein kleines ſehr beräuchertes Bild des heiligen Hieronymus, ein Erbſtück ihrer Großmutter, welches über ihrem Bette gehangen, und an welches ſie oft ihr frommes Gebet gerichtet hatte. Die Kinder, die gleichfalls dazu gewöhnt waren, hoben mechaniſch ihre Händchen empor, als der heilige Hieronymus ausgeboten wurde, und der Mutter Thränen floſſen häufiger. Ein gegenwärtiger Maler betrachtete das Gemälde lange, und bot endlich einen Thaler. Ein anderer Kunſtliebhaber verdoppelte das Gebot. Der Maler, um ſeinen Nebenbuhler abzuſchrecken, ſtieg ſogleich bis zu einem Louisd'or; aber der Liebhaber ſagte ohne Bedenken: Fünfundzwanzig Gulden. Fünfzig, verſetzte der Maler; hundert, erwiederte der Liebhaber. Man denke ſich das Staunen und die Freude der

armen Frau, die nicht allein alle ihre Schulden durch den kleinen Hieronymus bezahlt sah, sondern noch einen ansehnlichen Ueberschuß behielt. Sie traute ihren Ohren kaum, als sie vernahm, daß die beiden Kenner sich noch immer fort überboten, und der Maler erst bei einem Gebot von sechshundert Gulden schwieg. »Sie sind glücklich,« sagte er, nachdem das Gemälde dem Liebhaber zugeschlagen war — »Sie sind glücklich, mein Herr, daß Sie reicher sind, als ich; sonst würden Sie es nicht unter tausend erstanden haben.« — Es war ein Original von Raphael.

Sonderbare Wette, im Finstern zu tappen.

Ein gewisser Gougé, der zu Paris vormals für die königliche Militärschule die Briefe besorgte, wettete im Jahre 1780, daß er von dieser Schule bis zu der großen Post in der Straße Platrière mit verbundenen Augen gehen wolle, ohne zu irren oder sich zu stoßen. Er mußte bei dem Platze Ludwig's XV. über das Wasser, suchte sich selbst ein Boot, fand es, ohne zu rufen, und ruderte sich selbst hinüber. Als er bei den Gallerien des Louvre angekommen war, deutete er ohne Fehlgriff auf die Klingel der königlichen Buchdruckerei, und in der Straße Froidmanteau blieb er vor dem Hause eines ihm bekannten Weinhänd-

lers ſtehen, und forderte ein Glas Wein, welches ihm gereicht wurde. So kam er ohne Anſtoß zum Ziele, von unzähligen Gaffern begleitet.

Der Hofmeiſter.

Eine Dame auf dem Lande ſchrieb an eine Dame in der Stadt, und bat ſie, ihr einen Hofmeiſter zu verſchaffen, der folgende Eigenſchaften habe. (Hier fügte ſie ein Regiſter bei, welches alle Tugenden und faſt alle Wiſſenſchaften und Künſte enthielt.) Die Dame in der Stadt antwortete: »Ich habe einen Hofmeiſter, wie Sie ihn verlangen, geſucht, aber noch nicht gefunden. Doch ich werde fortfahren ihn zu ſuchen, und ſobald ich ihn gefunden, können Sie ſich darauf verlaſſen, daß ich ihn — heirathen werde.«

Doppelte Schändlichkeit eines Großen.

Torregiano, ein berühmter Florentiner Bildhauer, arbeitete für einen Grand von Spanien ein Jeſuskind in natürlicher Größe. Der Preis wurde nicht bedungen, aber der Grand war ſehr reich, und verſprach, das Werk nach

Verdienſt zu belohnen. Torregiano lieferte ein Meiſterſtück. Der Grand ſelbſt bewunderte es mit Enthuſiasmus, und konnte nicht Worte finden, es gebührend zu preiſen. Am andern Tage ſandte er zwei Bediente mit vollen Geldſäcken, um die Statue dagegen einzutauſchen. Als der Künſtler die großen vollen Säcke ſieht, glaubt er ſich würdig belohnt, öffnet ſie, und findet — dreißig Dukaten in Kupfermünze. Wüthend ergreift er Hammer und Meiſſel, zerſchlägt das Jeſuskind, jagt die Bedienten mit ihren Säcken aus der Thür, und befiehlt ihnen, ihrem Herrn zu berichten, was ſie geſehen. Sie thun es treulich. Der große Herr ſchämt ſich, und Scham bei großen Herren gebiert Rache. Er ſtellt ſich, als ſchaudere er ob dem gräßlichen Verbrechen, die Hand an ein Jeſuskind zu legen. Auf der Stelle eilt er zum Großinquiſitor, und denuncirt den Künſtler. Vergebens behauptet Torregiano, daß dem Schöpfer frei ſtehe, ſein eigenes Kunſtprodukt wieder zu zerſtören; die Vernunft ſprach für ihn, aber der Fanatismus war ſein Richter. Man verurtheilte ihn zur Tortur bis auf den Tod, und er ſtarb unter den fürchterlichſten Martern.

Die Jüdin.

Ein bekannter gewaltiger Dichter ſaß im Schauſpielhauſe zu B— hinter einem ſehr hübſchen Mädchen, das

er wohl für eine leichte Beute halten mochte. Er gab ihr ſeine Wünſche auf allerlei Art zu verſtehen. Das Mädchen ſtellte ſich lange als höre ſie nichts, da aber der Dichterling immer unverſchämter wurde, ſo wandte ſie ſich endlich um, und ſagte mit einem ſo zornigen Geſicht: Laſſen Sie mich zufrieden! daß der betretene Freibeuter nichts beſſeres zu antworten wußte, als: »Nun nun, freſſen Sie mich nur nicht.« — Da kehrte ſich das Mädchen noch einmal zu ihm, mit einem fein lächelnden Geſicht, und ſagte: Seien Sie unbeſorgt, ich bin eine Jüdin.

Die Lebensjahre muß man nicht zählen.

Baſſompierre fragte eines Tages einen Hauptmann, wie alt er ſei? — »Ganz beſtimmt weiß ich das nicht,« verſetzte der Hauptmann, ich denke achtunddreißig oder achtundvierzig.« — »Wie?« ſagte Baſſompierre, »ein Unterſchied von zehn Jahren iſt Ihnen ſogar ungewiß!« »Ei mein Herr,« erwiederte der Hauptmann, »ich zähle mein Geld, meine Schafe, meine Rinder u. ſ. w., aber nie meine Jahre, denn ſie können mir doch nicht geſtohlen werden.«

Die Quelle manches Splitterrichtens.

Die hübſche Gräfin von *** trat eines Tages in eine große Geſellſchaft, ſehr geſchmackvoll, aber etwas kokett gekleidet. Die häßliche, und folglich ſehr ſittſame Frau von D* näherte ſich ihr mit einer ſpitzigen Naſe, und ſagte: »Mein Gott, Gräfin, wie ſind Sie angezogen! Vous avez l'air d'une fille.« — »Madame,« antwortete ihr die Gräfin ganz gelaſſen: »ne l'a pas qui veut.«

Druckfehler.

Unter der Regierung Karl des Erſten, Königs von England, beſaß eine Buchhändler-Kompagnie das Privilegium die Bibel zu drucken, und ließ in eine neue Edition einen ſeltſamen Druckfehler einſchleichen. Es war nämlich im ſechſten Gebot du ſollſt nicht ehebrechen, das Wörtlein nicht ausgelaſſen. William Lord, Erzbiſchof von Canterbury, nahm das ſehr übel, und die Buchhändler mußten den Skandal mit einer ſtarken Geldſumme büßen. Die Weltleute aber verſchafften ſich mit großem Aufwand Exemplare von dieſer Ausgabe, um ſich im Nothfall darauf berufen zu können.

Korn-Regen.

Im de Thou, dem wahrhaftesten der französischen Geschichtschreiber, findet sich folgende Stelle *): »Am 23. März 1584 regnete es bei Klagenfurt in Kärnthen, zwei Stunden lang und in einem Umfang von zwei Meilen, vortreffliches Korn. Die Bewohner des Landes bucken Brot daraus, welches dem Kaiser überreicht, und vom ganzem Hofe bewundert wurde.» — Im 6. Theil S. 287 sagt er ferner: Als die Hungersnoth in Deutschland 1571 sehr groß war, half Gott plötzlich wundervoll; denn es regnete an verschiedenen Orten, z. B. zu Lauban in Schlesien, Erbsen, Rüben und Korn. — Nun bitte ich die Herren Gelehrten, die das Fallen der Steine aus dem Monde so schön erklärt haben, gefälligst zu untersuchen, ob unser Trabant, um seine unhöflichen Steinwürfe wieder gut zu machen, nicht auch mit Erbsen, Korn und Rüben uns dann und wann aushelfen könnte?

Agé und chargé.

Man brachte dem alten Voltaire eines Tages einen Band von der neuen Ausgabe seiner Werke. Gleich beim Aufschlagen stieß er auf seine Epistel an den Chevalier de * *, die sich anfängt:

Croyez q'un vieillard cacochyme
Agé de soixante et douze ans —

*) Londoner Ausgabe in 4. T. I. P. 363.

TAYLOR INST. OXFORD

Wüthend zerriß Voltaire das Blatt, und apostrophirte sich selbst: »Barbar! so sage doch chargé, und nicht agé! Gib dem Leser ein Bild, aber keinen Taufschein.

Bournazel.

Ein schlechter Mensch, Namens Bournazel, ermordete einen wackern Mann, de la Tour, und sollte geköpft werden, aber seine Familie wirkte ihm bei Karl IX. Gnade aus, so dringend auch die Witwe des Ermordeten um Gerechtigkeit flehte. Um sie nur los zu werden, bot ihr der König die konfiszirten Güter des Verbrechers an. »Bewahre mich Gott,« antwortete die edle Witwe, „daß ich das Blut meines Gatten verkaufen sollte; aber weil denn doch einmal der Credit des Mörders die Gerechtigkeit überwiegt, so werden Ew. Majestät wenigstens dieselbe Gnade meinem Sohne erzeigen.« —

Ihrem Sohne? Was hat er gethan?

»Er hat noch nichts gethan, denn er ist noch unmündig; aber sobald er heran wächst, soll er den Mörder seines Vaters umbringen. Dazu werde ich ihn täglich ermahnen, und bitte daher vorläufig um Begnadigung.«

Die Geschichte sagt nicht, wie Carl IX. diese treffliche Lehre benutzte.

Miszellen.

Teſtament eines Rechenmeiſters.

Fortunatus Dreinull, ein Rechenmeiſter zu Straßburg, hinterließ ein Teſtament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet:

»Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreinull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahre alt war, bewies er mir einſt, daß, wenn man die Intereſſen jährlich zum Kapital ſchlage, ſich dasſelbe in hundert Jahren um hundertunddreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, ſchien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich vierundzwanzig Livres aus ſeiner Taſche, und ſagte mit einem Enthuſiasmus, der mir noch jetzt vor Augen ſchwebt: »Mein Kind, erinnere dich, ſo lange du lebſt, daß mit Oekonomie und Rechenkunſt dem Menſchen nichts auf der Welt unmöglich iſt. Hier ſchenke ich dir vierundzwanzig Livres, trage ſie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der, aus Gefälligkeit für mich, ſie in ſeinen Handel nehmen wird. Jährlich ſollſt du die Intereſſen dazu ſchlagen, und dann einſt bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.«

»Ich habe ſeinem Befehle gehorcht. Aus den vierundzwanzig Livres ſind ſeit jener Zeit (in zweiundſechzig Jahren) fünfhundert geworden, die ich, Kraft dieſes, in fünf

gleiche Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort multiplicirt werden sollen, jedoch also, daß alle hundert Jahre ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftheil wird in hundert Jahren betragen dreizehntausend Livres, für welche ein Moraſt urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. — Hundert Jahre ſpäter wird das zweite Fünftheil eine Million und siebenmalhunderttausend Livres betragen; von dieſer Summe ſollen achtzig Preiſe geſtiftet werden, zur Aufmunterung der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues u. ſ. w. — Hundert Jahre ſpäter iſt das dritte Fünftheil bis zu zweihundertundzwanzig Millionen angewachſen. Hievon ſollen im ganzen Reiche hundert patriotiſche Leihhäuſer angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Intereſſen Vorſchüſſe machen. Ferner ſoll man in den vornehmſten Städten zwölf Muſeen und zwölf öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derſelben ſoll hunderttauſend Livres jährliche Renten haben, um vierzig verdienſtvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre ſpäter wird das vierte Fünftheil dreißig Milliarden betragen. Hievon ſollen hundert neue Städte gebaut, und jede mit einhundertfünfzigtauſend Menſchen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht ſo viel bares Geld vorhanden ſei; aber ich überlaſſe den Exekutoren meines Teſtamentes, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln.“

»Endlich das letzte Fünftheil wird nach Ablauf von fünfhundert Jahren bis auf dreitausend neunhundert Milliarden gestiegen sein. Hiervon sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden, und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk, die Universal-Rechenkunst betitelt. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie, bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von zweiunddreißig Millionen unter sich theilen.«

Siehe da! welche Wunderdinge ein sparsamer Mann mit vierundzwanzig Livres auszurichten vermag. Doch Scherz bei Seite! bis auf einen gewissen Punkt lassen diese riesenmäßigen Berechnungen sich allerdings realisiren. Das kann folgende wahre Begebenheit beweisen.

Ein Richter zu Norwich starb im Jahre 1724. Er legirte in seinem Testamente viertausend Pfund Sterling, um sechzig Jahre lang auf oben beschriebene Art benutzt und vermehrt zu werden, nach Ablauf der sechzig Jahre aber eine Schule dafür zu stiften, in welcher einhundertundzwanzig Zöglinge unentgeltlich erzogen, gekleidet und gespeiset würden. Zu Exekutoren ernannte er einen Bischof und einige andere angesehene Personen. Im Monat Mai 1784 war der Termin abgelaufen; die vorhandene Summe

betrug vierundſiebzigtauſend Pfund Sterling, und die wohlthätige Schule ward wirklich geſtiftet.

Ueber die Aſſonanzen im Alarcos.

Es war einmal ein Künſtler in Griechenland, er hieß Myrmecides, der machte einen ſehr künſtlichen kleinen Wagen, mit ſechs kleinen Pferden, welches Alles zuſammen eine kleine Mücke mit ihrem kleinen Flügel bedecken konnte. Die Griechen nannten ihn: den großen Künſtler in kleinen Gegenſtänden.

Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel.

In einem kürzlich erſchienenen franzöſiſchen Gedichte, betitelt: Wahrheiten, die an der Tagesordnung ſind, kommt unter andern eine Strophe vor, in welcher man, ſtatt der Namen Voltaire und Geoffroy, nur Wieland und Schlegel ſetzen darf, um ſie völlig paſſend für unſere Nation zu machen.

Enfin l'Europe est detrompée,
La raison a repris ses droits:
Wieland et sa gloire usurpée
Du néant vont subir la loi.

Envain le siècle qui l'admire
Au Parnasse l'a couronné;
Le siècle entier est en delire,
Puisque Schlegel l'a condamné.

Frage an Menschenkenner.

Graf hat drei Söhne, die er zärtlich liebt. Auf einem Spazirgange in Gesellschaft von allen dreien wird er von einem Meuchelmörder überfallen, der ihm eine tödtliche Wunde beibringt und entflieht. Graf fällt. Sein ältester Sohn verfolgt den Mörder, erreicht und streckt ihn nieder. Der zweite wirft sich auf des Vaters Leichnam, und sucht seine Wunden zu verbinden. Der dritte fällt in Ohnmacht. Jetzt entsteht die Frage: welcher von den drei Söhnen liebte seinen Vater am meisten?

Ein Spaßvogel hat geantwortet: sie liebten ihn alle drei gleich; nur die verschiedenen Stände, welchen sie angehörten, hatten Einfluß auf die Aeußerung ihrer Liebe. Der älteste Sohn war Soldat: er schlug den Mörder todt. Der zweite war eine Gerichtsperson: er wollte helfen. Der dritte war ein Geistlicher: er fiel in Ohnmacht.

Warnung an alle schöne Damen.

Die vormalige königliche Societät der Arzeneikunst zu Paris hat 1783 in ihren Memoires folgenden merkwürdigen Fall bekannt gemacht:

Ein junger Mensch war in eine hübsche junge Frau sehr verliebt, wie das jungen Leuten öfter zu begegnen pflegt. Die Schöne blieb auch nicht unempfindlich, und Beide wandelten eine Zeit lang ungestört auf den Roten der Liebe. Aber weiß Gott, welch ein böser Dämon sich zwischen sie drängte. Sie zankten sich, wie das unter Verliebten gewöhnlich ist, und versöhnten sich nicht wieder, welches ungewöhnlich ist. Lange konnte jedoch der Jüngling den Umgang der Geliebten nicht entbehren, und, da sie nicht Mann und Frau waren, so mußte er natürlich den Anfang machen, die Versöhnung einzuleiten. Er that es, aber nicht mit dem besten Erfolg. Er ließ sich nicht abschrecken, er machte einen zweiten Versuch — eben so vergeblich. Ein dritter und vierter liefen nicht glücklicher ab; die Prinzessin Kieselherz war durch nichts zu gewinnen. Noch Einmal, zum letzten Mal, beschloß er, die ganze Beredsamkeit der Liebe aufzubieten. — Er überraschte die Grausame auf einem einsamen Spazirgange, er lag zu ihren Füßen, ächzte, weinte; Alles umsonst! — Plötzlich verwandelte sich seine Liebe in Wuth. Aber auch noch in diesem fürchterlichen Augenblicke die schöne Barbarin ver-

ſchonend, kehrte er dieſe Wuth nur gegen ſich ſelbſt, und biß ſich halb ſinnenlos in den Mittelfinger ſeiner eigenen Hand. Am folgenden Morgen war nicht allein der Finger, ſondern auch die Hand und der ganze Arm geſchwollen. Er litt heftige Schmerzen — ſie verbreiteten ſich bald bis zum Kopfe — er bekam Zuckungen, Krämpfe — bald darauf die Waſſerſcheu — er verſchmähte jede Nahrung, drohte die Umſtehenden zu beißen, und ſtarb am vierten Tage in ſchrecklicher Raſerei. — Wir hoffen, die Damen werden an dieſer tragiſchen Begebenheit ein Beiſpiel nehmen, und es nie ſo weit kommen laſſen, daß einer ihrer Liebhaber ſich aus Verzweiflung in den Finger beißen müßte.

Souvenirs de Felicie, Feliciens Erinnerungen.

So heißt ein Buch, welches Frau von Genlis kürzlich geſchrieben hat. Daß es ſehr unterhaltend ſei, mögen ein Paar Proben daraus beweiſen.

1. Als, in beſſern Zeiten, die Herzogin von Orleans noch das palais royal bewohnte, zählte ſie unter andern Fremden, welche täglich bei ihr aus- und eingingen, einen gewiſſen Monſieur d'Etréhan, einen Menſchen, wie man deren öfter in großen Häuſern antrifft, die da kommen und gehen, ſich zur Tafel ſetzen oder wegbleiben, Partien arrangiren, beim Spieltiſch aushelfen, ein Gewohnheitsrecht

erlangt haben, in Alles mitzusprechen, und an deren Gesichter Herr und Frau vom Hause so gewöhnt sind, daß sie sie leicht vermissen: nämlich die Gesichter; denn um das übrige bekümmern sie sich wenig. Mr. d'Etréhan gehörte, wie gesagt, zu dieser Gattung. Er war ein langer, hagerer, schwarzbrauner Mann von fünfzig Jahren, und trug, nach damaliger Mode, immer eine sehr zierlich gekräuselte und weißgepuderte Perücke. Man nannte ihn nur den Vater (le père), ob er gleich ein Hagestolz war, der nie weder Frau noch Kinder gehabt hatte. — Einst pflanzte er sich, gleich nach der Mittagstafel, vor den Kamin, und schlief richtig ein. So lange noch Gesellschaft da war, bemerkte man das nicht; denn er hatte kein Wort mitgesprochen, und saß nur da, um die Stunde der Oper abzuwarten, die er nie versäumte. Als nun aber alles sich entfernt hatte, und nur noch Frau von B** bei der Herzogin geblieben war, erblickte diese den Schlummernden, und brach über seine komische Stellung in ein lautes Gelächter aus. Er erwachte nicht, und sogleich ward beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Man setzte ihm eine kleine Haube nach der neuesten Mode auf, à papillon, das heißt, mit Schmetterlingsflügeln von Draht, mit Flor bezogen; man steckte ihm eine künstliche Rose, die dem Dinge ein kokettes Ansehen gab, an die eine Seite, und alles dies wurde leise und vorsichtig an seine Perücke befestigt. Dann schminkte man ihn ganz sanft, und beklebte ihm das Gesicht mit einem halben Dutzend Schönpflästerchen, damals assassins

genannt. Während man so seine Toilette machte, schnarchte der gute Vater immer fort. Jetzt war der Muthwille vollbracht, und man gab nur noch in den Vorzimmern Befehl, daß die Bedienten weder lachen noch ein Zeichen der Verwunderung von sich geben sollten, wenn Mr. d'Etréhan durchpassirte. Nach diesen Vorbereitungen ward er hastig aufgeweckt. Geschwind! sagte man ihm: die Oper ist schon angegangen; machen Sie, daß Sie fort kommen. Er eilte davon, und schlüpfte behende durch die Korridors. Seine Loge war im ersten Range, ganz dicht am Theater, und den Blicken des Publikums sehr ausgesetzt. Als er hineintrat, ermangelte er nicht, seiner Gewohnheit gemäß, sich heraus zu beugen, um zu sehen, ob das Haus voll sei. Beim Anblick dieser seltsamen Figur erhob sich ein kreischendes Gelächter. Der Vater legte sich, um die Ursache desselben zu entdecken, mit dem halben Leibe noch weiter heraus, und sah sich befremdet und ernsthaft überall um. Das Lachen verdoppelte sich, man klatschte in die Hände, und der Lärm wurde so groß, daß die Sänger auf der Bühne inne halten mußten. »Was gibt's denn? was gibt's denn?" fragte Mr. d'Etréhan so lange, bis endlich Mlle. Fel, eine Sängerin, in seine Loge trat, und mit einem schalkhaften Knix ihm einen Spiegel vorhielt.

2. Herr von St. Chamand, dem man wegen seiner Häßlichkeit den Spottnamen l'Amour gegeben, hatte die üble Gewohnheit, seine groteske Figur durch eine auffallende Nachlässigkeit in Kleidung und Wäsche noch mehr zu ver-

unſtalten. Eines Tages hatte er Luſt auf die Maskerade zu gehen, und fragte einen Freund um Rath: wie er es anſtellen ſolle, ſich ſo zu maskiren, daß Niemand ihn errathe. — Nichts leichter auf der Welt, verſetzte dieſer, ziehen Sie reine Wäſche an.

Der Name thut viel zur Sache.

La Motte hatte bereits in der lyriſch-dramatiſchen Poeſie manchen Lorbeer errungen, als er beſchloß, auch Melpomenen ein Opfer zu bringen; er ſchrieb ein Trauerſpiel, die Maccabäer. Daer aber ſchon einen großen Ruf und folglich auch viele Feinde hatte, die bereit waren ſein Stück auszupfeifen, ehe ſie es noch kannten, ſo war er ſo geſcheit, für's erſte anonym zu bleiben. Dadurch erhielt er wirklich, daß auch der Neid wacker mitklatſchte, ja vielleicht eben darum klatſchte, weil er ſich Hoffnung machte, ein aufkeimendes Talent einem bereits anerkannten entgegen zu ſtellen, und ſo das letztere wo möglich beim Publikum zu verwiſchen; verſteht ſich unter der geheimen Bedingung, den neuen Götzen auch ſogleich wieder zu ſtürzen, wenn er zu mächtig werden ſollte. Kurz, die bitterſten Feinde von la Motte, weit entfernt die Liſt zu ahnen, fanden ſein Trauerſpiel ſo vortrefflich, daß ſie ſogar glaubten, es ſei ein nachgelaſſenes Werk von Racine. Ja,

als nach und nach laut wurde, la Motte sei der Verfasser, konnten sie nicht genug über den abgeschmackten Einfall spotten, und diejenigen verlachen, welche so dumm waren nicht zu fühlen, wie ganz unfähig la Motte zu einem solchen Werke sei *). Endlich erklärte sich la Motte laut als Verfasser, und nun war es ein neuer Spaß zu hören, wie seine Feinde plötzlich die Sprache änderten. Die Dummsten unter ihnen machten jetzt herunter, was sie vorher gelobt hatten; die Gescheitesten schwiegen, oder gestanden, das Stück habe einzelne schöne Scenen, aber das Ganze sei sehr mittelmäßig. Der gelehrte und schwerfällige Dacier, einer von la Motte's bittersten Feinden, hatte die Maccabäer gerade am meisten gelobt, und am hartnäckigsten behauptet, daß la Motte unmöglich der Verfasser sein könne. »Nun?« sagte Jemand zu ihm, als das Geheimniß entdeckt war, »das Trauerspiel, das Sie bis in die Wolken erhoben haben, ist ja doch von la Motte?« — Nun ja! erwiederte Dacier verdrießlich, es ist hin und wieder etwas Gutes darin. — Dieses Urtheil war in der That richtiger, als sein vorhergehendes, denn die Maccabäer haben wirklich blos schöne Einzelheiten, und sind bald von der Bühne verschwunden. Dagegen hat Ines de Castro, welche bald darauf ein noch weit glänzenderes Glück machte, sich auf dem Repertoire erhalten, trotz den zahllosen Kritiken.

*) Gerade so ging es Kotzebue in Wien mit der Octavia, bei welcher er auch das Inkognito beobachtet hatte.

Bekanntlich gibt es zu jeder Zeit Skribler, die immer bereit sind, einem beklatschten Autor zu beweisen, daß er nicht hätte beklatscht werden sollen; gewöhnlich sind es kleine Schriftsteller, Bernhardi's und dergleichen, die verzweifeln möchten, daß man ihnen nicht auch ein solches Unrecht vorwerfen kann. La Motte befand sich eines Tages in einem Kaffeehause, wo man ihn nicht kannte, und wo sein Ines von den Kennerlingen gewaltig zerrissen wurde. »Kommen Sie,« sagte er endlich zu einem seiner Freunde, »lassen Sie uns in die fünfzigste Vorstellung dieses schlechten Stückes gehen.« — Ein andermal, als man über die vielen bitteren Kritiken mit ihm sprechen wollte, erwiederte er: »Es ist wahr, man hat viel kritisirt, aber immer mit Thränen in den Augen.«

Wir können uns nicht enthalten, diesem Aufsatz noch einen Wunsch hinzuzufügen. Wir möchten nämlich für unser Leben gern hören, was man sagen würde, wenn die Hussiten unter Göthe's, und: Was wir bringen! unter Kotzebue's Namen erschienen wäre?

Was ist überhaupt Lob oder Tadel gleichzeitiger Schriftsteller? beides fließt so selten aus reiner Quelle. Man erlaube uns vom Kleineren zum Größeren überzugehen, und hier eines Buches zu erwähnen, welches ein gewisser Charles de la Ruelle im Jahre 1574 geschrieben hat. Es ist gegen die Geschichtskunde gerichtet, die es überall als unzuverlässig darstellt. Troja, sagt der Verfasser, ist nie erobert worden; Aeneas ist nie nach Italien gekommen; die

sogenannten Ruinen von Troja, die man noch sieht, sind die Reste einer Stadt, die zu den Zeiten der Kriege zwischen Sylla und Marius von dem Prokonsul Fimbria zerstört wurde. Scipio's Enthaltsamkeit ist ein Mährchen; er erzwang die größten Vertraulichkeiten von seiner spanischen Gefangenen, ehe er sie ihrem Liebhaber zurückgab. Von solchen Beispielen geht er nun auch zu den schwankenden Urtheilen über, von welchen hier eigentlich die Rede ist. Procop in seiner Geschichte Justinian's, ertheilt diesem Kaiser und seiner Gemahlin Theodora die wärmsten Lobsprüche; der nämliche Procop nennt in einem andern Buche Justinian einen Schwachkopf, und Theodora ein liederliches Weibsbild. Titus Livius war ein Partisan vom Pompejus, und Dio Cassius vom Cäsar. Velejus Paterculus, der unter Tiber lebte, preist den Sejan als einen sehr edlen Mann, und Tacitus sagt, er sei ein Schurke gewesen. Polybius lästert den trefflichen Plutarch. — Paul Emil von Verona ward von Ludwig XII. erwählt, dessen Geschichte zu schreiben, und füllte sie mit Schmeicheleien. Arnoud du Ferron, sein Nachfolger, erklärte ihn für einen Lügner. Derselbe Ferron gestand: er habe eine Menge Augenzeugen der Schlacht bei Pavia befragt, und alle hätten sich widersprochen. Auch besitze er vier Relationen von dieser Schlacht, die sämmtlich von einander abwichen. Die erste hatten die Franzosen gemacht, die zweite die Spanier, die dritte die Italiener und die vierte die Deutschen. (Man hat in neuern Zeiten ähnliche Beispiele.) — Kaiser Karl V. ließ sich ein-

mal ſeine eigene Geſchichte vorleſen, die Sleidanus, ſein Hiſtoriograph, verfaßt hatte, und als er merkte, wie fein der beſoldete Geſchichtsſchreiber ſeine Fehler bemäntelt hatte, rief er aus: »O über den Schelm! wie er lügen kann!«

Wir bekennen, daß wir, was die Materie betrifft, bei welcher wir anhoben, aus dem Gleiſe gewichen ſind, aber uns dünkt, wir haben uns doch nur aus einem Blumengarten in einen Obſtgarten verirrt.

Ueber den guten Ton.

Ich ſoll Ihnen erklären, was der ſogenannte bon ton eigentlich iſt? — o wahrlich, keine leichte Aufgabe. Wer kann die Farbe der Luft und den Geſchmack des Waſſers beſchreiben? und modelt er ſich nicht noch obendrein nach Zeit, Ort, Sachen und Perſonen? Es iſt ſchwer, den Farbenwechſel des Kameleon abzubilden. — Wie könnte man auch über den Ton der großen Welt einig ſein, da man ſelten weiß, welchen Ton man ſelbſt beſitzt. Oft entfernt man ſich von jenem, gerade dann, wenn man am eifrigſten ſich ihm zu nähern ſtrebt. Am ſicherſten wäre es vielleicht, ſich gehen zu laſſen, gar nicht daran zu denken, ſo wie man am ſicherſten auf dem Seile tanzt, wenn man gar nicht auf die Füße ſieht.

Nach alle dem, wie darf man noch wagen, darüber

zu raiſonniren? — Warum nicht? — Theorie ſetzt ja nicht gerade nothwendig Praxis voraus. Folgt meinen Worten und nicht meinen Handlungen, ſagte jener Prediger. Muß man denn eben ſchön ſein, um ein Maler zu werden? oder darf ein Buckeliger nicht über den Apoll von Belvedere ſprechen?

Es gibt einen guten und ſchlechten Ton, das iſt leider bekannt genug. Zum Unglück bemerkt man den ſchlechten weit leichter, als den guten, und fängt gewöhnlich erſt dann an, dem letztern Geſchmack abzugewinnen, wenn man durch den erſten oft genug beleidigt worden iſt, ſo wie man krank geweſen ſein muß, um den Werth der Geſundheit zu kennen. Es iſt mit der Unterhaltung wie mit der Muſik: wenn eine Menge Volkes ſingt, ſo verhallen die richtigen Stimmen unbemerkt, die falſchen aber unterſcheidet man ſehr deutlich. Ein neuer Beweis, daß der Menſch empfindlicher für das Böſe als für das Gute iſt. Man biete ihm etwas, das alle ſeine Erwartungen befriedigt, es wird ihn wenig mehr rühren als eine erfüllte Schuldigkeit: aber man laſſe es nur an dem kleinſten Umſtand zu ſeiner Zufriedenheit fehlen, ſo wird es ihn empfindlich kränken.

Sokrates hat einſt unter dem Worte Muſik alle Wiſſenſchaften begriffen, und ſelbſt die Moral eine Art von Muſik genannt, weil alle unſere Gedanken und Handlungen harmoniſch oder disharmoniſch ſind. Die Geſellſchaft wäre alſo wohl gleichſam ein Orcheſter, das aber ſchwer zu

ſtimmen ſein möchte, weil niemand mit ſeiner Partie zufrieden iſt, und faſt jeder Mitſpielende den Ton ſelber angeben will. Wir wollen uns hüten, den Vergleich weiter zu treiben, und etwa gar bei jedem unſerer Bekannten eine Uebereinſtimmung ſeines Tones mit ſeiner Moral zu ſuchen. Es gibt wackere Leute, die einen ziemlich ſchlechten Ton haben, und es gibt wiederum andere von ziemlich gutem Ton, denen es gleichgiltig iſt, für wackere Leute gehalten zu werden oder nicht. In der Moral möchte Alcibiades ſchwerlich dem Diogenes vorzuziehen ſein.

Wenn aber wirklich die phyſiſche und moraliſche Welt überhaupt den Geſetzen der Harmonie unterworfen ſind, ſo müſſen die Geſetze allerdings ſich noch leichter auf die Unterhaltung anwenden laſſen, da dieſe ohnehin von Natur eine Art Conzert iſt, in dem ſchon Stärke und Richtigkeit des Tons für etwas gerechnet werden. Der Ausdruck, guter und ſchlechter Ton, iſt eben deswegen allgemein angenommen worden, und man begreift darunter alle Elemente der Unterhaltung: Ideen, Geberden, Ausdrücke, Accent, Manier u. ſ. w. Der gute Ton iſt der Grundaccord der ganzen Symphonie.

Ehe wir uns darauf einlaſſen, ihn zu zerlegen, wollen wir verſuchen, bis zu ſeiner Quelle hinaufzuſteigen. Iſt er in der Natur gegründet? oder nur ein Geſchöpf des menſchlichen Eigenſinns? oder etwa eine Miſchung von Beiden? — Wäre das Letztere, ſo müſſen wir unterſcheiden, was

jener und dieſer dazu geliefert hat, das Solide und Frivole, damit Kluge und Narren, jede ihr Theil bekommen.

Es gibt in der Geſellſchaft keine Einrichtung, Form, Gewohnheit, Art ſich zu benehmen, die nicht urſprünglich von den Menſchen blos als ein Mittel, ihre Glückſeligkeit zu vermehren, angenommen worden wäre; denn wahrlich, man hat nie geſellſchaftliche Zuſammenkünfte geſtiftet, um ſich Zwang anzuthun, ſich herumzuſchlagen oder einander aufzueſſen. Wohlſein des Einzelnen wie des Ganzen war immer des Stifters Zweck. Man betrachtet mit Recht die Verlegenheiten aller Art, welche den Menſchen in der Einſamkeit belagern, die Entbehrungen, Gefahren und Bedürfniſſe, als eben ſo viele Feinde, gegen die man ſich verbinden müſſe. Nun iſt aber unter dieſen Feinden ein unſichtbarer, ein lauerndes Geſpenſt, das ſich den Augenblick der Unthätigkeit zu Nutze macht, uns überfällt und zu Boden wirft ohne äußere Gewalt, uns unbewußt die Seele unterminirt, und nur mit fremder Hilfe vertrieben werden kann — ſein Name iſt lange Weile. Tauſende ſchleppen ſie mit ſich, indem ſie ihr zu entfliehen vermeinen; oft raubt ſie den Menſchen ſogar die Kraft, ſie zu bekämpfen. Unläugbar iſt bis jetzt kein kräftigeres Mittel gegen ſie erfunden worden, als geſellige Unterhaltung; wären nur dieſe Waffen gegen den Feind, nicht oft Waffen, die man ihm leiht.

Ich könnte hier noch ein artiges Kapitel über die lange Weile ſchreiben, aber zuweilen ruft man ſie herbei, indem

man von ihr ſpricht, und das Gefühl derſelben könnte leicht der Definition auf dem Fuße folgen. Kurz, einer der erſten, obwohl dem Scheine nach ſehr frivolen Vortheile, welche die Menſchen aus ihrem großen Familienbündniß gezogen haben, iſt die Unterhaltung. Ich rede nicht von den erſten unförmlichen, lallenden Geſprächen, welche etwa gehalten wurden, als die Geſelligkeit noch ein Kind war, denn die liefen alle auf Intereſſe, Bedürfniß, Arbeit und dergleichen hinaus. Die eigentliche Unterhaltung iſt weder Geſchäft noch Pflicht, ernſte und nützliche Dinge finden nur zufällig Platz darin, faſt ſogar mißbrauchsweiſe; ſie iſt blos eine Erholung, und wehe denen, die eine Arbeit daraus machen. Wir wollen uns von Geſchäften zerſtreuen, unſere Ideen andern mittheilen, ſie ſprechen hören und ſelbſt ſprechen, denn das Reden iſt ein Bedürfniß, welches die ſchöne wie die ſtarke Hälfte des Menſchengeſchlechts in gleichem Maße fühlt.

Et je sais même sur ce point
Bon nombre d'hommes qui sont femmes.

Hier nähern ſich die Geiſter wie Lichter, deren eins das andere entzündet; hier theilt jeder mit, was er geſehen, gehört, erfahren; er lehrt und läßt ſich belehren; jeder legt ſein Reisbündel auf den gemeinſchaftlichen Herd, damit jeder das Recht habe, ſich zu wärmen; man verſcheucht die Grillen, ſchließt Waffenſtillſtand mit den Sorgen; die Seele ruht aus, das Herz erleichtert ſich, die verſchiedenen Neigungen finden Berührungspunkte (denn Gefühl zum

Schweigen verdammt iſt Qual), mit einem Worte, man ſetzt ſeinen Gedankenüberfluß gleichſam in die Bank, und macht ihn geltend zum Vortheil aller.

Eine ſolche Erholung wird um ſo nothwendiger, je weiter die Menſchen in der Civiliſation vorgerückt ſind, denn mit dieſer werden die Gewohnheiten ſtärker, die Muße länger, das Zuſammenkommen leichter, die Ideen häufiger, die lange Weile fürchterlicher. Die letztere vorzüglich unterſcheidet den civiliſirten Menſchen vom wilden. Auch der Wilde hat lange Weile, aber ohne es zu wiſſen; ihm iſt ſie Ermattung, und eine Unbequemlichkeit mehr, der er unterworfen iſt; er betrachtet ſie, vielleicht mit Recht, als eine nothwendige Bedingung ſeiner Exiſtenz, und denkt ſehr ſpät und ſehr wenig daran, ſie los zu werden; der Civiliſirte hingegen kennt das Uebel, und ſucht emſig Mittel dagegen.

Was auch viele Langweilende und Gelangweilte thun und ſagen mögen, in der Unterhaltung liegt wahrlich ein großes Vergnügen, aber es kann nur unter Bedingungen genoſſen werden, die von ſelbſt entſtanden ſind, die Jedermann wünſcht beobachtet zu ſehen, und unglücklicher Weiſe doch Niemand beobachtet. Ohne Freiheit gibt es keine Unterhaltung, denn ſie iſt ein Handel, der zwiſchen Tirannen und Sklaven nicht Statt finden kann. Ohne Sicherheit gibt es keine Freiheit, denn Furcht legt die Seele in Ketten. Folglich ſind die Menſchen, ſeit ihren erſten Schritten zur Civiliſation, ſtillſchweigend übereingekommen, in dem

Augenblick ihrer Muße einander ſchonend zu behandeln, den Unterſchied des Ranges oder der Stärke bei Seite zu ſetzen, Gleichheit des Verdienſtes, des Vermögens, der Macht und Würde zu fingiren, kurz, es Jedermann behaglich zu machen; geſchieht das nicht, ſo gibt es auch keine Unterhaltung. Jener erſte Kontrakt möchte etwa in folgenden Ausdrücken abgefaßt worden ſein: »Wir alle, die wir uns der langen Weile vereinigt entſchlagen wollen, ſetzen feſt: jeder darf ſagen was er will. — Man ſoll den, der redet, nicht unterbrechen, es wäre denn, daß er zu viel redete. — Man ſoll ihn bis zu Ende hören, wenn man kann. — Man ſoll niemanden hindern, ihn anzuhören. — Man ſoll niemanden Beleidigungen ſagen, noch Gewalt, noch Zwang anthun. — Jeder von uns ſteht unter dem Schutz von uns allen.« —

Unterhaltung iſt ein Tauſchhandel der Geiſter; dieſe erkennen aber keine wahrhafte Ungleichheit unter ſich an, ſie verſuchen daher, oder ſtellen ſich wenigſtens ſo, in der Geſellſchaft keine Rückſicht darauf zu nehmen. Indeſſen gibt es bekanntlich noch andere Ungleichheiten, weniger reell vielleicht, aber ſichtbarer, auffallender, und mit dieſen thut man wohl, zu kapituliren. Darum hat man für nöthig erachtet, jenen erſten Grundartikeln noch gewiſſe Verordnungen hinzuzufügen, um den etwaigen Stolz der Vornehmeren zu befriedigen, und zugleich der ſo natürlichen Unruhe der Geringeren vorzubeugen. Beides geſchieht durch Höflichkeit, die mit aller Civiliſation ſo innig verbun-

den iſt, daß es kein Volk gibt, bei welchem ſie nicht auf eine oder die andere Art exiſtirte. Schon das Wort ſelbſt iſt faſt immer gleichbedeutend mit Civiliſirung. Höflichkeit iſt in der That nichts anders, als eine freiwillige Geſellſchaftspolizei; für die Unterhaltung, was die Polizei für den großen Haufen, für die Manieren, was jene für die Sitten. Höflichkeit iſt eine Art von Appendix zum geſelligen Vertrag, und die Verordnungen dieſes Appendix ſind oft eben ſo nothwendig zu wiſſen, als ſchwer zu ſammeln; ſie beruhen, wie alle Geſetze thun ſollten, auf dem Vortheil des Ganzen, und ohne Codex, ohne Tribunal, wacht die ganze Geſellſchaft über ihre Ausübung.

So hat uns ein Umweg wieder zu unſerm erſten Gegenſtand zurückgeführt; denn einer der wichtigſten und am ſchwerſten zu definirenden Punkte in den Geſetzen der Höflichkeit iſt der gute Ton. Er ſteht in Beziehung mit allem, was wir nur Leichtes und Veränderliches kennen, und über ihn raiſoniren, heißt gewiſſermaßen die Wichtigkeit der Frivolität beweiſen. Gleichviel! iſt es doch mit der Geſellſchaft wie mit der Natur, wo alles mit allem zuſammenhängt; das kleinſte Blatt, das der leiſeſte Wind auf dem Gipfel eines hohen Baumes bewegt, ſteht dennoch mit einem ſtarken Stamme und unerſchüttlichen Wurzel in Verbindung.

Die Civiliſation iſt eine Entwicklung der menſchlichen Natur. Sie hat verſchiedene Formen angenommen nach den verſchiedenen Klimaten, Neigungen der Völker, ihrer

politiſchen Lage, den Richtungen, die ihnen vor undenklichen Zeiten von ihren erſten Geſetzgebern ertheilt worden u. ſ. w. Die Höflichkeit, ein Ausfluß, und gleichſam die älteſte Tochter der Civiliſation, hat denn auch wie die Mutter ihre Formen verändert, und dieſe Veränderungen haben hinwiederum Einfluß auf das gehabt, was man übereingekommen iſt, den guten Ton zu nennen. Er verhält ſich zur Höflichkeit, wie dieſe zur Civiliſation. Der beſte Ton iſt immer derjenige, der am vollkommenſten mit allem übereinſtimmt, was die Geſellſchaft von ihren Mitgliedern, und dieſe, jedes einzeln genommen, von einander zu fordern ein Recht haben — das heißt: Beobachtung des Schicklichſten, Nachahmung deſſen, was am meiſten gefällt, Entwickelung derjenigen Eigenſchaften und Empfindungen, welche den meiſten Menſchen wohl thun, als da ſind, Hochachtung, Beſcheidenheit, Wohlwollen, Uneigennützigkeit, und vor allen Dingen die Bereitwilligkeit, andern mehr zu geben, als man von ihnen fordert. Endlich noch, eine gänzliche Unterwerfung unter die Gebräuche, eine vollkommene Kenntniß der Verhältniſſe, eine Wahl der gangbarſten Ausdrücke und gefälligſten Wendungen — das ſind die Grundzüge des guten Tons, der zugleich die Sprache der Höflichkeit und die Höflichkeit der Sprache iſt. Freilich nicht der, den die ganze Welt hat, aber gewiß der, von dem jeder wünſchte, daß der andere ihn hätte. Wer den Unterricht der Geſellſchaft ſo be-

nutzt hat, daß er es der größeren Zahl derselben recht macht, der hat den besten Ton.

So wie aber die Menschen überhaupt, durch ihre Vermehrung gezwungen, sich auf der Erde verbreitet und folglich verschiedene Sprachen angenommen haben, so hat auch jedes Land, jede Stadt, nach Maßgabe ihrer wachsenden Bevölkerung, ihre Einwohner nicht mehr in eine Gesellschaft vereinigen können, sondern Abtheilungen und Unterabtheilungen machen müssen. Da hat man denn nach Stand, Beschäftigung, Interesse, Alter und Geschmack sich zusammen gefunden. Gleich und gleich gesellt sich gern. Man klassirt, theilt und vereinzelt sich überall, und zuweilen entsteht im Ton zweier Coterien die nämliche Verschiedenheit, als in der Sprache zweier Länder, und eine große Stadt scheint oft mehrere Nationen zu beherbergen.

Zugleich strebt ewig die ganze Natur nach einer Art von Einheit, und aus Vermischung der Dinge entstehen neue Dinge, wie einst die Römer, nach einem schrecklichen Brande, aus mehrern verschmolzenen Metallen, das sogenannte Korinthische Erz zogen, welches sie höher als Gold schätzten. Das Nämliche kann man fast vom guten Tone sagen. Er ist keiner Abtheilung der Gesellschaft allein eigen, selbst nicht der am meisten begünstigten; aber er ist ihr auch nicht fremd. Durch die Klubbs, Ressourcen, Casinos und wie man sonst die Sammelplätze nennen will, wo Menschen aus den verschiedensten Klassen zusammen kommen, entsteht eine Art von Reibung aller Gattun-

gen von Geist und Erziehung, die alsdann einen neuen Geist und eine neue Erziehung hervorbringt, eine Art von Mittelton, der sich dann besser zum Ganzen paßt, als der Ton jeder einzelnen Coterie gethan haben würde, ehe er auf diese Art modificirt wurde.

Dies eigentlich ist es, was man übereingekommen ist, guten Ton zu nennen, gleichviel in welcher Stadt er herrscht, sie heiße Paris, London oder Querfurt; der Name thut nichts dazu, die Sache bleibt die nämliche für die ganze physische und moralische Welt. Man kann durchaus nicht sagen, daß der bestmögliche Ton der Ton Frankreichs (am wenigsten jetzt) oder Italiens, Englands, Deutschlands u. s. w. sei, sondern der, der jedem dieser Länder am angemessensten ist. Eben so wenig können Magistratspersonen oder Soldaten, Geistliche oder Gelehrte, Künstler oder Schöngeister ihn angeben, sondern der Ton, der allen diesen Ständen sich am leichtesten anschmiegt, ist der beste. Die gute Gesellschaft, in der er herrschen soll, ist gleichsam die Niederlage eines freien uneigennützigen Handels, an welchem jeder wohlerzogene Mensch Theil nimmt, und wo man nur einander gefallen, sich höchstens auszeichnen darf. Um wohl gelitten zu werden, braucht man nur keinem in der Gesellschaft Anstoß zu geben; um zu gefallen, bedarf es etwas mehr, noch mehr, um sich auszuzeichnen, weil in diesem Falle der Ehrgeiz den Wetteifer weckt, und weil die Wetteiferer noch weit schwerer zu gewinnen, als zu überwinden sind.

Eine vorläufige Bedingung aller Gesellschaften ist aber: daß man *sich verstehe*. Jede Coterie hat, wie gesagt, ihre eigene Sprache, die außer den Grenzen derselben nicht verstanden wird. Diese muß man folglich meiden, denn wollte man nicht so reden, daß Alle es begreifen, so wäre das ein offenbarer Eingriff in die fingirte Gleichheit, und der Austausch von Gedanken oder Worten würde weder Freiheit noch Annehmlichkeit mehr haben. Alle *Kunstwörter*, wissenschaftliche, Schul- oder juristische Ausdrücke bleiben aus der guten Gesellschaft verbannt; man muß sie übersetzen oder umschreiben, sonst würde am Ende die Unterhaltung eine Art von Pickenick werden, zu welchem zwar Jeder seine Schüssel brächte, aber sie so setzte, daß keiner der Mitgäste sie erreichen könnte. Besser wäre es allein zu essen.

Jeder Schiffer suche den geradesten Weg zum Ziele. Auf offenem Meere ist dieses freilich unsichtbar, die Bahn ist nicht vorgezeichnet; aber man rechnet, schätzt, bemerkt, nimmt die Polhöhe, schifft muthig darauf los, und erreicht das Ziel glücklich. Eben so ist es mit der Gesellschaft. Sie hat, gleich dem Meere, ihre Stürme, Ströme, Klippen, Ebbe, Flut, Unbeständigkeit und Treulosigkeit.

Auf die Frage: gibt es ein Tribunal für den guten Ton? kann man *Ja* und *Nein* antworten; es hält seine Sitzungen *immer* und *nie*, es versammelt sich *überall* und *nirgends*, es besteht aus *Jedermann* und aus *Niemand*; es heißt *man*. Dies kurze Wort *man*

bezeichnet das Publikum, als ob alle seine Stimmen nur eine einzige ausmachten.

Unter den Verschreiern der Höflichkeit — denn sie hat deren — gibt es Leute, die da meinen, man müsse grob sein, um freimüthig zu scheinen. Aus Furcht, man möchte glauben, sie wären höfliche Betrüger, betrügen sie lieber recht plump. Die Höflichkeit täuscht freilich auch, aber sie gefällt und versteckt vor dem Menschen das in seinen Augen häßlichste Ungeheuer, den Menschen selbst, den Egoismus. Dieser ist der wahre Feind der Gesellschaft, die Oppositionspartei, die von jeher alles Gute durchkreuzt hat, und nie müde wird, das Bessere zu vernichten, welches der Mensch mit vereinten Kräften stiften könnte. Leider ist Alles Egoismus, selbst Leidenschaft und Vernunft. Auch die Redlichkeit sogar ist nur ein schüchterner und die Tugend ein bezähmter Egoismus. Höflichkeit kann ihn zwar weder schüchtern machen noch zähmen, aber sie verschleiert ihn doch, hält ihm eine Maske vor, ist die allgemeine Vermittlerin zwischen allen Gattungen von Stolz. Wohlwollen und Bescheidenheit werden freilich von ihr nur nachgeahmt; aber wenn sie Sprache und Züge lange von der Tugend entlehnt, besiegt sie doch auch zuweilen das Laster, so wie die Vergoldung vor dem Grünspan schützt. Durch sie allein unterscheidet man überall die Leute von gutem Ton, die sich immer mit Andern, selten mit sich beschäftigen, immer eine gewisse Superiorität in dem Andern anzuerkennen scheinen, und sich Empfindung, Ton

und Manier des Andern gleichsam aneignen. So ist die Höflichkeit gleichsam eine Uniform des Geistes und Körpers, welche die Natur Niemanden, die Gesellschaft aber einem Jeden gibt. — Der gute Ton ist ein Mittelton zwischen allen Tönen, wie die Schönheit eine Mittelform zwischen allen Formen. Die Vollkommenheit beider besteht darin, sich auf gleiche Weise von den Extremen zu entfernen. Die schönste Körperform z. B. ist in keinem Lande weder die fetteste noch die magerste, weder Wassersucht noch Schwindsucht. So ist auch der beste Ton weder zu familiär, noch zu ceremoniös. Auch liegt in beiden (Schönheit und bon ton) etwas Reelles und etwas Conventionelles. — Gebräuche, Manieren, Wendungen wechseln in jedem Lande, oft in jeder Stadt. — Die größte Schönheit ist diejenige Gestalt, welche mit dem Zwecke der Natur am besten übereinstimmt; aber im Detail können Meinungen und Geschmack der Völker immerhin verschieden sein, und der Chinese mag eine Deutsche häßlich finden. — So wenig es in der Musik Noten für falsche Töne gibt, eben so wenig kann man in der Gesellschaft alle die Fehler angeben, die sich gegen den guten Ton machen lassen. Man kann, wie überall, durch zu viel oder zu wenig sündigen, durch Unwissenheit wie durch Prätension. Die erstere wird aber nur einfach angerechnet, die letztere doppelt. Zu viel Eleganz ist meistens auffallender, als zu viel Einfachheit. Man verzeiht weit eher dem, der uns nicht erreicht, als dem, der besser sein will. Ein junger Mensch

muß alſo immer lieber anders zu ſein fürchten, als beſſer ſein wollen. — Nacheiferung iſt vortrefflich in allem, was Mühe, Arbeit, Anſtrengung heiſcht, aber, wie ſchon geſagt, die Unterhaltung will weder Mühe noch Anſtrengung; ſie iſt zum ausruhen; ſie iſt kein Krieg, kaum eine Wachparade. — Wehe dem Soldaten, der, um ſich auszuzeichnen, aus ſeinem Gliede treten wollte. — In der Geſellſchaft muß man ſich conveniren; um das zu erreichen, muß man ſchonen, vorzüglich die Eigenliebe, die das allerreizbarſte Ding an uns iſt, die ſich immer mit allem mißt, was ſie umgibt und dem nie verzeiht, den ſie größer findet. Die Vernunft mag immer predigen, jene bekennt nie, daß ſie Unrecht hat. Den niedrigſten Platz, den ſie allenfalls freiwillig einnimmt, iſt der Platz der Gleichheit. Alſo mein Herr, oder gnädige Frau, oder gnädiges Fräulein, Sie haben alle mögliche Vorzüge vor uns; belieben Sie aber dieſelben nicht ſchimmern zu laſſen, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind reicher als wir? fort mit übermüthiger Pracht, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind ſchöner als wir? beſpiegeln Sie ſich ja nicht alle Augenblicke, ſonſt — keine Geſellſchaft. Sie ſind gelehrter als wir? laſſen Sie uns ja nicht beſtändig unſere Unwiſſenheit fühlen, ſonſt — abermals keine Geſellſchaft. — Der Umgang mit der Welt muß frei ſein, ohne Koſten; man vertauſchte Nichtſe gegen Nichtſe; Grazie, Leichtſinn, Leichtigkeit, Hingebung ſind die erſten Verdienſte. Nichts darf vorbereitet ſein, die Gelegenheit liefert die Gegenſtände

der Unterhaltung, Laune diktirt die Gesetze. Man streitet für und wider um eine Stecknadel; man fürchtet die Logik mehr als die Thorheit; man behandelt lieber tausend Gegenstände oberflächlich, als einen einzigen gründlich. Ein neues Gesetzbuch oder eine neue Mode, eine Reise um die Welt, oder ein Spaziergang im Thiergarten sind da von gleicher Wichtigkeit. So ist nun einmal die Welt, mit der man leben, sich unterhalten, der man behagen muß. Sei wer du willst, stehe so hoch du willst, dazu mußt du hinunter, sonst verbannt man dich. Ein vollkommener Mensch würde sich nicht einmal in die Gesellschaft passen, denn auch die Vollkommenheit mißfällt, wenn sie nicht an ihrer Stelle ist; eben so, als ein großer Monsieur von siebzehn Jahren unter einem Haufen spielender Kinder mißfallen würde, wenn er seine Schulweisheit auskramen wollte; oder ein tiefgelehrter Pedant unter jungen Damen, die über neue Mode schwatzen. Es würde ihnen vorkommen, als wenn Milo von Kroton mit einer Keule bei einer Plumpsack-Partie aufträte.

Auf einem steinigen Wege, unfern der kleinen und armen Stadt Gondrecourt, brach einst ein Wagen. Man muß ihn ausbessern, der Arbeiter sind wenige, es wird lange dauern. Keine Zuflucht für die lange Weile, die wenigen Honoratioren des Orts sind auf dem Lande. Der Reisende erblickt von weitem ein artig gelegenes freundliches Haus mit einem bescheidenen Glockenthürmchen. Es war ein kleines Kapuzinerkloster. Er geht hin und klingelt.

Man öffnet, man erblickt einen ziemlich magern, kränklich aussehenden Menschen, der aber ganz ordentlich gekleidet ist, und sehr höflich um Gastfreiheit bittet. Die Kapuziner haben wenig, aber sie geben, was sie haben. Nach den ersten gewöhnlichen Komplimenten wird von diesem und jenem gesprochen; der Reisende hört viel zu und spricht wenig mit. Man fängt an ihn zu fragen, man findet seine Antworten vernünftig. Die Hora läutet. — Sagt der Herr auch sein Angelus her? — »Meine ehrwürdigen Väter, ich wollte Sie so eben darum bitten.« — Darauf folgt das Mittagsessen, sehr mäßig, aber doch etwas besser als gewöhnlich, und lauter sehr gesunde Speisen, weil der Gast schwächlich schien. Während des Essens spricht man von Theologie (das ist die Philosophie der Kapuziner). Der Fremde weiß davon fast so viel, als die Väter selbst, und ist immer ihrer Meinung. Man spricht von den verschiedenen Kapuzinerklöstern in Frankreich, Deutschland, Italien, welche für diese wackern Leute die eigentlichen Hauptstädte der Welt sind. Der Fremde ist in diesem Theile der Geographie weit erfahrner, als man erwartet hatte. Man erzählt einige Züge von der Demuth des heil. Franz von Assisi, der Fremde bewundert sie, und erzählt einige andere, welche den Vätern selbst unbekannt waren. Nun fängt man an, sich für den honneten Fremden zu passioniren. Ein so bescheidener Mann, bei einer so trefflichen Erziehung! ein Mensch, mit dem man von allem reden kann, und der gewiß gute Studien hat! denn er hat sogar

ein paarmal lateiniſche Citationen verſtanden, faſt ſo gut als der Pater Guardian. Ein Menſch, der alles zu wiſſen ſcheint, was den Orden intereſſirt u. ſ. w. Es geht ſo weit, daß man ihn in den Orden aufzunehmen wünſcht, und ihn einſt die größten Würden hoffen läßt. Der Fremde iſt entzückt von der Ehre — er will ſich beſinnen — glaubt ſich unwürdig — ſchlägt es aber nicht ab, ſchiebt nur auf. Endlich iſt der Wagen fertig. Man trennt ſich mit wahrhaften Zeichen von Hochachtung und Ergebenheit. Nun rathe man, wer der Mann war, der die Herzen der Kapuziner ſo ſchön zu gewinnen wußte! — Es war Voltaire! — Leider wird dies Beiſpiel lange das einzige in ſeiner Art bleiben. In Frankreich beſonders gibt es weder Voltaire's noch Kapuziner mehr, und ſollte jemals eine dieſer Gattungen zurückkehren, ſo möchten es wohl ſchwerlich die Voltaire's ſein.

Paragon.

Dieſen Titel führt eine uralte Sammlung von Erzählungen im Geſchmack des Boccaz, von verſchiedenen Verfaſſern, Italienern und Franzoſen. Die Edition von 1531 liegt vor mir. Als Anhang ſind die ſogenannten Scherzreden Petrarca's gedruckt, welche faſt nichts als langweilige Moralen und Plattheiten enthalten. Auch Homer ſchlief

zuweilen, und unſere neuern großen Dichter laſſen oft genug Dinge in die Welt laufen, von welchen ſie einſt froh ſein werden, wenn man ſie vergißt, wie Petrarca's Scherzreden.

Den gänzlichen Beſchluß jenes Parangon macht ein ſeltſames Werklein, aus Verſen und Proſa zuſammen gewürfelt, und genannt die Ehrenquelle. In ſechsundzwanzig Kapiteln werden die verſchiedenen Stücke des Damenputzes abgehandelt, deren ſich im ſechzehnten Jahrhunderte die vornehmen Frauen bedienten; und als Beitrag zur Geſchichte der damaligen Modetoilette hat das Büchlein allerdings einigen Werth.

Das erſte Kapitel enthält einen gereimten Lobſpruch der Pantoffeln, welche damals von den Damen im Hauſe getragen wurden. Sie ſollen das Symbol der Demuth ſein, welche Tugend gleich darauf in Proſa empfohlen wird. Wie ſich doch die Zeiten ändern! Heut zu Tage hat der weibliche Pantoffel eine ganz andere Bedeutung.

Das zweite Kapitel handelt von den Schuhen, welche außer dem Hauſe getragen werden und den Fleiß andeuten. Strümpfe und Caleçons, im dritten Kapitel, ſind das Sinnbild der Beharrlichkeit. Man erfährt bei dieſer Gelegenheit, daß jene weiblichen Kleidungsſtücke damals von Tuch getragen wurden; man erfährt aber nicht, worin ſie der Beharrlichkeit zu vergleichen ſind. Auch die Strumpfbänder, der Gegenſtand des vierten

Kapitels, waren gleichergestalt von Tuch und bedeuten — ferme propos. (Ich getraue mir nicht, dieses Wort richtig zu übersetzen.) Die Hemden (im fünften Kapitel) von feiner Leinwand, das Symbol der Anständigkeit. 6. Das Korset. Prinzessinnen uud vornehme Damen trugen es damals gemeiniglich von weißem Damast. 7. Das Magenstück. Ich bin nicht erfahren genug in dem Putze damaliger Zeiten, um diesen Theil desselben erklären zu können. 8. Das Schnürband. 9. Der Gürtel. Er war von Gold, und bezeichnete den Wuchs der Damen. 10. Das Etui für Stecknadeln. 11. Die Geldtasche für die Armen. Diese ist schon längst aus der Mode gekommen, auch ehe man noch anfing, gar keine Taschen zu tragen. 12. Das Messer, welches die Damen in einer Scheide am Gürtel trugen. 13. Die Schnürbrust. 14. Das diamantene Halsband. 15. Das Prachtkleid. Es bestand aus Goldstoff mit Purpurstreifen, und wurde von Cypern oder Venedig gebracht. Man fütterte es mit Hermelin und à la grantgorce, ein Wort, dessen Erklärung ich abermals schuldig bleiben muß. 16. Eine andere Gattung von emaillirten Gürteln. 17. Die Handschuh. 18. Der Kamm. 19. Das weißseidene Band, welches die Haare knüpft. 20. Der Rosenkranz von Gold und Elfenbein. 21. Die Haube. 22. Schläfebänder (tempettes) eine Art von niedlichen Binden, mit welchen die Damen, Gott weiß wie, ihre Schläfe verzierten. 23. Verschiedene Kopfzeuge. 24. Zierathen auf dem Hute

zu tragen (affiquets). 25. Das Armband. Die Damen ließen ihre Wapen und Deviſen darauf graben. Das ſechsundzwanzigſte Kapitel endlich enthält das wichtigſte Stück, ohne welches alles Uebrige die Hälfte ſeines Werthes verlieren würde: — den Spiegel. Nach dieſem Verzeichniß wird man nunmehr im Stande ſein, ſich eine Schönheit der Vorwelt lebhaft vorzuſtellen. Das Ganze iſt, wie geſagt, nicht allein mit moraliſchen, oft ſehr drolligen Symbolen, ſondern auch mit mehreren recht artigen Anekdoten durchſpickt. Ich hebe eine derſelben aus, die ſich im Artikel vom Schnürband befindet.

In Burgund lebte einſt ein Herr von Varambon, ein liebenswürdiger Edelmann, der eine Tochter des Grafen von Villars-Ceſſai, ein eben ſo ſchönes als tugendhaftes Fräulein, geheirathet hatte. Dennoch blieb der junge und feurige Gatte ihr nicht getreu, ſondern verliebte ſich in ein hübſches Bauermädchen, Namens la Ramee, und verführte ſie. Manche Tage und Nächte brachte er in ihrer Hütte zu, beſchenkte zuweilen auch ſie und ihre Eltern, hütete ſich aber wohl, das kleine Bauerhaus beſſer als vorher zu möbliren, damit das kein Aufſehen im Dorfe erregen möchte. Dennoch gab es, wie gewöhnlich, dienſtfertige Ohrenbläſer, welche die ſanfte Frau von Varambon von Allem unterrichteten. Die Entdeckung ſchmerzte ſie tief; aber ſie ſchwieg.

Eines Tages, als ihr Gemahl eben verreiſt war, ging ſie ſpaziren, und ſtellte ſich, als ob ein Ungefähr ſie an der Hütte ihrer Nebenbuhlerin vorüber führe. Ein kleiner Regen

diente ihr zum Vorwande, hinein zu treten. Die scheinbare Armuth der Bewohner schien sie zu überraschen. Mitleidig fand sie das Bett der Mutter wie der Tochter zu hart, die Laken zu grob, die Bänke und Tische zu schmutzig, die irdenen und hölzernen Gefäße zu gemein. »Ich weiß,« sagte sie, »daß ihr zuweilen Besuche von Leuten erhaltet, die nicht eures Standes sind; daher ziemt es sich nicht, daß ihr so schlechtes Hausgeräthe habt. Ich werde für besseres sorgen.« Sie hielt Wort, und gleich am folgenden Tage ward die niedere Bauerhütte, nicht kostbar, auch nicht einmal elegant, aber reinlich und bequem möblirt. Die guten Leute, die den Grund ihres Benehmens nicht ahneten, segneten ihre wohlthätige Edelfrau.

Als aber nun Varambon zurückkehrte, als er zum ersten Mal wieder die Wohnung der Dirne betrat — ach! da erkannte er schnell die zarte Güte seiner Gattin, floh aus der Bauerhütte, als habe er ein Gespenst erblickt, warf sich mit nassen Augen der sanften beleidigten Frau zu Füßen, fühlte sich liebreich von ihr aufgehoben, umarmte sie entzückt, und wurde nie wieder seiner Pflicht ungetreu.

Wie mancher verirrte Ehemann würde das verlorne Glück des Tugendpfades wiederfinden, wenn es viele Weiber gäbe wie Frau von Varambon!

Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus,

vom 2. März 1777 bis zum 12. Februar 1798 (seinem Todestage).

Vorbericht des Herausgebers.

Diese in vieler Hinsicht merkwürdige Reliquie des letzten Königs der Polen ist mir von einem großen Staatsmanne, der selbst lange und täglich um Stanislaus gewesen, zur discreten Benutzung gütigst mitgetheilt worden. Das Original ist französisch geschrieben; da es aber hier blos auf den Inhalt und nicht auf den Stil ankam, so habe ich geglaubt, eine treue Uebersetzung vorziehen zu müssen. Sowohl während der Reise des Königs nach Petersburg, als auch während seines Aufenthaltes in jener Residenz und in Moskau, pflegte er Bülletins zu diktiren, die er an seine Freunde nach Warschau sandte. Da er aber dem Geheimniß der Posten in Rußland nicht recht trauen mochte, so enthielten diese Bülletins nichts, was ihm kompromittiren konnte; jedoch ließ er am Schluß eines jeden gewöhnlich einen weißen Raum übrig, und auf diesen schrieb er mit sympathetischer Tinte, was man auf der Post nicht lesen sollte. Bekanntlich ist die beste sympathetische Tinte reiner Citronensaft, der auf dem Papier nicht eher sichtbar wird, als bis man dasselbe über ein Kohlenfeuer hält; dann bekommt die Schrift eine gelblich rothe Farbe, die

nämliche, welche auch in des Königs Tagebuch die erwähnten Zusätze haben. Daß von diesen Zusätzen für jetzt nur noch wenig für das große Publikum geeignet ist, versteht sich von selbst. Wenn indessen die hier mitgetheilten Bülletins auch gerade nicht für den Geschichtschreiber brauchbar sein möchten, so haben sie doch gewiß für den Staatsmann und den Menschenkenner ein hohes Interesse. Die Art, wie Kaiser Paul den König aufnahm, die Art, wie der König sein Schicksal trug, und die Dinge, in welchen er Trost fand, seine Bemerkungen über Petersburg, Moskau u. s. w. werden immer Jedem merkwürdig bleiben, der von jener Epoche, nahe oder fern, ein theilnehmender Zuschauer war.

Mietau, den 2. März 1797.

Erst vorgestern um eilf Uhr Abends ist der König hier angekommen; denn tausend Hindernisse hatten sich vereinigt, seine Ankunft zu verzögern und seine Reise so unangenehm als möglich zu machen. Niemand war darüber betroffener, als der General Graf Besborodko, der geglaubt hatte, sich auf die Anstalten des Generals Tormasoff und seiner Untergebenen verlassen zu können; aber Tormasoff war gerade einige Tage vorher aus seinem Gouvernement versetzt worden, woher es kam, daß die nöthigen Anstalten unglaublich vernachläßigt waren. Die Zahl der Meilen fand sich ganz falsch bezeichnet; folglich konnte auch die Berechnung der zur Reise nöthigen Stunden nicht zutreffen. Man

wußte nicht einmal den Weg, und als der König Wilna verließ, machte man einen Umweg von vier Meilen, und zwar, als geschähe es mit Fleiß, auf den abscheulichsten Wegen, da doch die gewöhnliche, jedermann bekannte Landstraße sehr gut und vier Meilen näher war. Mehrere dergleichen Zufälle haben sich gehäuft! Thauwetter, mit schnellem Frost wechselnd, verdarb die Wege schrecklich, und es brachen viele Wagen. — Die erzwungene Langsamkeit der Reise verstattete dem Könige, auf seinem Wege das Karthäuserkloster von Porayscie zu besuchen: ein bewundernswürdiges Denkmahl der Reichthümer des Kanzlers Pac, und des Gebrauchs, den er davon machte. Das einzige Gemälde jedoch, welches dem König merkwürdig schien, ist (wie ihm schon der Kanzler Chreptowicz gesagt hatte) die Zusammenkunft der Jungfrau Maria mit der Mutter des heiligen Johannes. Aber der König erinnert sich, vor zweiundvierzig Jahren in den Gängen dieses nämlichen Klosters noch andere Gemälde gesehen zu haben. Unglücklicher Weise lebte von den damaligen Mönchen keiner mehr, und der König hat also nicht erfahren können, wo diese Gemälde hingekommen sind. Auch eine andere Merkwürdigkeit dieses Orts ist verschwunden; die Leichen nämlich des Stifters Pac und seiner Gemahlin waren vor zweiundvierzig Jahren ganz unverwest, sind aber nun seit drei Jahren in Fäulniß übergegangen. Dagegen verkündigt eine pomphafte schlecht stilisirte Inschrift den Neugierigen, daß die Gemahlin des Kanzlers, aus dem Hause Mailly, mit den Beherr-

schern von Savoyen, mit den Bourbons und mit ein paar griechischen Kaisern verwandt gewesen sei. — Mietau ist, seitdem der König es nicht gesehen, sehr vergrößert und verschönert worden. — Um die bizarren Begebenheiten unserer Tage noch zu vermehren, ist der alte Stackelberg, vormals Ambassadeur in Polen, vom Kaiser ernannt worden, Kammerherrndienste bei dem König in Petersburg zu verrichten. Königsfels, vormals sein Gesandtschafts Sekretär, welcher hier ist, meint, durch diese Ernennung habe der Kaiser Stackelberg, mit dem er unzufrieden ist, demüthigen wollen u. s. w.

Narva, den 8. März.

Herr von Tiefenhausen, Gouverneur von Narva, hat den König mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen. Ueberhaupt ist es unmöglich, einen fremden Reisenden mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln, als der ganze liefländische Adel gethan hat. Es war in seinem Benehmen sogar eine gewisse Herzlichkeit, die den König ungemein rührte.

Petersburg, den 14. März.

Am neunten kam der König nach Ropscha, einem Lustschlosse, fünf und dreißig Werste von hier, wo Peter III. gestorben ist. Der Hof schenkte einst dieses Schloß dem Fürsten Orloff, der es an einen sehr reichen in Ispahan gebornen Armenier Lasaroff verkaufte. Dieser Mann ist der nämliche, welcher den großen Diamant verhandelte, der jetzt die Spitze des kaiserlichen Scepters ziert. Er hat Ropscha mit großen Kosten und mit Geschmack verschönert.

Den König erwartete hier ein sehr glänzendes Souper, und der Hofmarschall Wielohurski, mit fünf Hof-Kavalieren, die ihn, sämmtlich in Gallakleidern, im Namen der verschiedenen Zweige des kaiserlichen Hauses bewillkommten. (Man bemerke, daß der König auf die Gallakleider wenigen Werth zu legen schien.) Der Kaiser hat, um der Ankunft des Königs willen, die Trauer auf drei Tage suspendirt. — Am andern Morgen nahm der König den Prinzen Stanislaus, der sich auch eingefunden hatte, zu sich in den Wagen, und beide fuhren zu dem Landhause der Gräfin Skawronska, zwei Werste von Petersburg. Dort fand er den Vicekanzler, Fürsten Kurakin, mit großem Gefolge und der Hof-Equipage. Der König stieg in den Staatswagen und saß allein im Fond, Fürst Kurakin und Prinz Stanislaus ihm gegenüber; die kaiserlichen Pagen hängten sich in den Schlag; der Stallmeister, Fürst Galitzin, ritt neben dem Wagen. Ein Detaschement von der Chevalier-Garde und ein anderes von Husaren führten den Zug an und beschlossen ihn. Eine große Menge Volks begleitete den Wagen bis vor den Marmor-Palast, in dessen Zimmern der König den Kaiser fand, der ihn herzlich umarmte, sich fast eine Stunde in einem Nebenzimmer mit ihm unterhielt, und dann in seine Residenz zurückkehrte. Auch die Großfürsten Alexander und Konstantin waren gegenwärtig. — Es würde ein Buch füllen, wenn man die Pracht des Marmor-Palastes beschreiben wollte. Tages darauf speiste der König bei dem Kaiser, welcher ihn zwi-

schen sich (zur Rechten) und die Kaiserin setzte. Die Letztere, sammt den jungen Großfürstinnen, stellen in der That eine Gruppe von Schönheiten dar. Beide Großfürsten sind Muster der Höflichkeit und des Zuvorkommens. Aber nichts übertrifft die Art, mit welcher der Kaiser die Güte seines Herzens an den Tag legt, und die feine Aufmerksamkeit, durch welche er so unwiderstehlich zu fesseln weiß. Die innigste Freundschaft hat seine Gespräche mit dem Könige beseelt. —

Der Marmorpalast hat viele Millionen gekostet, ist aber doch so schlecht eingerichtet, daß des Königs Gefolge nicht allein eng, sondern auch unbequem wohnt. Man sagt, daß, als der Großfürst Konstantin daselbst eine Vermählung feierte, einige seiner Leute Stühle und Tische, ja selbst Schlösser von den Thüren mitgenommen haben. Es muß alles neu gekauft werden. — Stackelberg ist doch nicht zum dienstthuenden Kammerherrn bei dem König ernannt; aber er steht so übel bei Hofe, daß er beschlossen hat, sich auf seine Güter zurückzuziehen.

Den 17. März.

Der König hat vorgestern die Eremitage besehen, welche einen Theil des kaiserlichen Schlosses ausmacht, und welche man an andern Orten Gemälde-Gallerie, Museum, Kabinet von Merkwürdigkeiten u. s. w. nennen würde. Auch die Gallerie der Arabesken des Vatikan, nach Raphael kopirt, gehört dazu. Das Ganze ist so weitschichtig, daß der König, ohne sich aufzu-

halten, es kaum in zwei Stunden durchwanderte, um es dies erste Mal nur flüchtig zu übersehen. Das letzte war heute ein Modell von Voltaire's Schloß zu Ferney, sammt seiner Bibliothek, welche vorzüglich interessant wird durch die Noten von seiner eigenen Hand, die er zu vielen Büchern geschrieben, und die zum Theil seine Meinungen über die wichtigsten Gegenstände der Religion, Moral und Politik enthalten. — Auch Gemälde in Miniatur und in Oel findet man hier von dem Pinsel der Kaiserin selbst, die jedem Künstler Ehre machen würden. Besonders zeichnet sich eine Kopie nach Grenze aus, die so vollkommen ist, daß man sie kaum für eine Kopie halten sollte. Das ist kein Kompliment, sondern die reine Wahrheit. Ferner hat der König Arbeiten in Elfenbein und geschnittene Steine von der Kaiserin gesehen, deren Menge und Werth in Erstaunen setzen. — Heute besah der König den taurischen Palast, der eine erstaunenswürdige Menge von Zimmern in sich faßt. In dem Saale, in welchem Fürst Potemkin der verstorbenen Kaiserin das letzte Fest gab, hat Kaiser Paul ein ganzes Bataillon exerziren lassen. Hier hängen die Original-Gemälde der Siege der russischen Flotte im mittelländischen Meere und der Einnahmen von Oczakow und Ismail. Katharine II. liebte in den letzten Jahren ihres Lebens diesen Palast sehr, weil sie ihre Wohnung im Rez de chaussée hatte, und ohne Treppen zu steigen, in den daranstoßenden Garten gehen konnte. Man ließ den König bemerken, daß sie eigenhändig auf eine Thürbeklei-

dung das Datum geschrieben hatte, wo sie zum letzten Mal vor ihrem Tode hiehergekommen war.

Moskau, den 5. April.

In zehnthalb Tagen hat der König die Reise hieher *) gemacht, und ist folglich zwei Tage später angekommen, als er gerechnet hatte, weil fünfzehn Wagen, und manche zweimal unterweges brachen, die Wege entsetzlich verdorben waren, das Wetter sich alle Augenblicke änderte, und seit drei Wochen eine zahllose Menge von Wagen die Straße gleichsam gepflügt hatte. — In dem Palaste, der dem Könige zur Wohnung angewiesen worden, haben es die Bedienten des letzten Gouverneurs eben so arg gemacht, als das oben erwähnte Völkchen im Marmor-Palaste. Ueberall in den Zimmern der Suite des Königs sind Tische, Stühle und die Schlösser von den Thüren entwendet. Pferde und Equipage haben nur zum Theil Platz gefunden.

Moskau, den 10. April.

Am siebenten besah der König das Haus des Ministers Grafen Besborodko, welches der Kaiser bewohnen wird. — In ganz Europa existirt wohl kein Haus, wo mehr Pracht und Geschmack vereinigt war. Besonders zeichnen sich die Broncen, die Tapeten und die Stühle aus; die letzteren sind eben so bequem, als reich verziert. Man schätzt diesen Palast auf siebenmalhunderttausend Rubel. Graf Besborodko, der sich selbst eingefunden hatte, um

*) Zur Krönung Paul I.

TAYLOR INST. OXFORD

dem Könige die Honneurs zu machen, sagte, er sei in neun Jahren erbaut. Sein Haus in Petersburg enthält mehr kostbare Gemälde, sonst aber kommt es diesem bei weitem nicht gleich. Personen, welche St. Cloud in dem Augenblicke gesehen haben, als die Königin von Frankreich es vollendet hatte, versichern, daß die Verzierungen des Besborodko'schen Palastes noch weit reicher und geschmackvoller sind. Das vergoldete Schnitzwerk und die kostbaren Stühle sind größtentheils in Wien verfertigt, die schönsten Broncen sind von französischen Emigrirten gekauft. Im Speisesaal ist ein Parade-Buffet, dessen Stufen mit mehr als zweihundert trefflich gearbeiteten Gefäßen von Gold, Silber, Elfenbein, Korallen u. s. w. besetzt sind. Die kostbaren Hautelissen hat theils das Ausland, theils Rußland selbst geliefert. Auch chinesische Möbeln finden sich hier im Ueberfluß.

Moskau, den 1. Mai.

Der König hat die Abwesenheit des Hofes benutzt, um die Merkwürdigkeiten des Kremlin zu beschauen. Hier trifft man die Reliquien von der Pracht der alten Zaaren und Patriarchen an. Unter den Gewändern, mit Perlen reich gestickt, finden sich welche, die gerade so viel wiegen, als die Rüstung der heutigen Chevalier-Garden, d. h. sechzig Pfund. Man zeigte dem König auch ein spiralförmig aufgerolltes Pergament, welches eine Art von Gesetztafel des Zaars Alexei Michailowitsch, Vaters Peter des Großen, enthält, und auf Befehl der Kaiserin Katharina

in einer goldenen Büchse verwahrt wurde. Dieselbe Monarchin hat die Kathedralkirche von Moskau mit Priesterschmuck und heiligen Gefäßen von Gold mit Brillanten besetzt beschenkt, an welchen die Emailmalerei und die künstlerische Arbeit alles übertreffen, was je in dieser Art aus Frankreich kam. Das Grab von Silber, welches sie für einen kürzlich kanonisirten Heiligen hat verfertigen lassen, das Gemälde dieses Heiligen und die umgebenden Zierathen tragen das Gepräge eines ganz andern Geschmacks, als der war, der unter den griechischen Kaisern herrschte. Der König hat auch die Krone Wladimir's des Großen besehen, der einst zu Kiew die russische Monarchie gründete. Die ältesten Gewänder sind mit kleinen Glocken garnirt, was an Aaron's Kleidung erinnert. — Unter dem Geräthe der alten Zaare befinden sich auch lange silberne Ketten, mit welchen, an Ceremonientagen, die Pferde angespannt wurden. — Einen der größten Säle des Kremlin füllt das Modell eines Palastes (von einem russischen Architekten Namens Basmoff), der den ganzen Raum dieser Art von Festung Kremlin genannt, einnehmen und in seinen verschiedenen Höfen auch alle die Kirchen fassen sollte, die jetzt dort befindlich sind; denn nach den Gesetzen der russischen Kirche darf kein dem Höchsten einmal geweihter Tempel jemals wieder eingehen. Die Krönung geschah in der größten dieser Kirchen, wo man, unter andern aus Konstantinopel gebrachten Reliquien, auch einen von den Nägeln zeigt, mit welchen Christus gekreuzigt wurde. — Unweit von dieser

Kirche sind die Gräber der alten Zaare mit reichen Stoffen bedeckt. Das Grab von Iwan Wasilewitsch, zubenamt Grosny (der Strenge), ist mit schwarzem Sammt verhüllt, zur Erinnerung, daß er in seiner letzten Krankheit die Mönchskutte angezogen hat. — Der König bestieg den Thurm, Iwan Weliki (Johann der Große) genannt, von dessen Spitze man das ganze ungeheure Moskau übersehen kann. Dort hängt eine Glocke, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth gegossen, deren Durchmesser neun polnische Ellen hat. Man bedient sich ihrer noch, und sie ist weit kleiner, als die, welche einst die Kaiserin Anna gießen ließ, die aber herabfiel, und durch ihren Fall so tief in die Erde schlug, daß man, um sie den Neugierigen zu zeigen, rings umher hat aufgraben müssen. Aus dem Stücke, welches durch den Fall abgeschlagen worden, kann man die Dicke des Metalls wahrnehmen, welche über eine halbe Elle beträgt. Der Durchmesser ist fast zwölf Ellen und die Höhe fünfzehn. Sie muß, nach einem mäßigen Anschlage, wenigstens hunderttausend Rubel gekostet haben. Nicht weit von dieser begrabenen Glocke ist eine Batterie von sieben ungeheuren Kanonen, die auf den Fluß gerichtet sind, aber schon lange nicht mehr gebraucht werden, um die nahe stehenden Gebäude nicht zu erschüttern. Das Kaliber der größten dieser Kanonen, die ein Denkmahl von Iwan Wasilewitsch sein soll, würde eine Kugel von 150 Pfund schießen. — Im Waffensaale verwahrt man unter andern zwei Degen von Peter dem Großen, deren Länge und Gewicht seiner

Größe und Stärke angemessen sind. Eben so ein paar steife Stiefeln, deren er sich bedient hat. Daneben erblickt man Degen und Stiefeln seines Enkels, Peter II., der im fünfzehnten Jahre starb, und die daher freilich sehr gegen die des Großvaters abstechen. An der Kleidung, nach damaligem französischen Geschmack, bemerkt man, daß der Alexander-Ordensstern auf der Weste, und nur der Andreas-Ordensstern auf dem Kleide befestigt ist. — Unter den zahllosen Gefäßen und Möbeln der alten Zaare zeichnet sich eine Uhr aus, deren sich der Enkel des Iwan Wasilewitsch bedient haben soll, und noch eine andere, auf welcher ein Hahn steht, der eben so schön krähet, als der Hahn von vergoldeter Bronze im tauriſchen Palaste zu Petersburg, der noch als eine Merkwürdigkeit aus den Zeiten der Regierung Katharinens der Zweiten betrachtet wird.

Am 6. Mai.

Heute besuchte der König zu Pferde einen Berg, den man Worobziwa Gora (Sperlingsberg) nennt, und der einige Werste von Moskau liegt. Hier ist der schönste Punkt, um diese große Residenz zu überschauen. Die Kaiserin Katharine ließ einen hölzernen Palast (der in Moskau erbaut worden war, um bei Gelegenheit des ersten Friedens mit den Türken Feste darin zu geben), auf die Spitze dieses Berges transportiren; aber seit dreiundzwanzig Jahren fällt er in Ruinen. Schade um den reizenden Aufenthalt! denn der Berg ist so sanft abhängig, die Lage

so schön, und an einer Seite noch durch ein ausdrücklich gepflanztes Wäldchen verschönert.

Am 7. Mai.

Heute gab der König ein großes Diner. Zahnschmerzen hielten den Großfürsten Alexander ab, sich einzustellen, und auch seine Gemahlin blieb zurück, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Kaiser und die übrige kaiserliche Familie fanden sich nach zwei Uhr ein. Der Prinz Stanislaus und Herr und Frau von Mniszech empfingen die Gäste am Kutschenschlage, der König oben an der Treppe. Als servirt war, glaubte der König, daß die kaiserl. Majestäten allein vorausgehen würden; aber der Kaiser wollte, daß die Kaiserin dem Könige den Arm reichen sollte, und schien vorauszusetzen, daß der König sich zwischen Beide setzen werde, wie jedesmal geschah, so oft der König bei Hofe speiste. Aber sobald die kaiserliche Familie mit dem Rücken gegen die Fenster (um nicht vom Licht inkommodirt zu werden) Platz genommen, setzte sich der König gerade gegenüber, und legte Ihren Majestäten Suppe vor, weil man bemerkt hatte, daß bei Hofe immer eine Suppen-Terrine vor dem Kaiser, und eine andere vor der Kaiserin stand, aus welchen sie sich selbst bedienten. Die Teller wurden durch die Kammerherren Trembocki und Wolski überreicht. Ihre Majestäten wollten aber nicht, daß sie ihnen auch die folgenden Speisen bringen sollten, sondern bestanden darauf, daß sie auch zum Essen gehen mußten. Des Königs Haushofmeister überlieferten also die Schüsseln den kaiserlichen

Pagen u. ſ. w. *). Um die Mitte der Mahlzeit tranken der Kaiſer und die Kaiſerin auf des Königs Geſundheit, welches dieſer einige Zeit nachher erwiederte. Der Kaiſer hatte die verbindliche Aufmerkſamkeit für Tremo (vermuthlich den Leibkoch), dem Könige zu ſagen, man ſehe wohl, daß die Küche ſeit Wiſzniowiec ſich nicht verſchlimmert habe. Der Oberſtallmeiſter Nariſchkin ging ſelbſt, Tremo als einen alten Freund zu beſuchen. — Die Tafel beſtand aus ſechsunddreißig Couverts. Von Damen waren gegenwärtig Frau von Liewen und Frau von Renne, Oberhofmeiſterinnen der Großfürſtinnen, Fräulein Nelidoff, erſte Hofdame, die Fürſtinnen Radzivil, Repnin und Wolkonska; von Herren der Fürſt Besborodko, der Vice-Kanzler Fürſt Kurakin, die Feldmarſchälle Repnin, Soltikoff und Muſin-Puſchkin u. a. m. Roſtopſchin war krank und hatte ſich entſchuldigen laſſen. Nach der Tafel unterhielt ſich der Kaiſer noch eine Zeit lang ſehr freundſchaftlich mit dem Könige, und lud ihn auf den folgenden Tag zum Eſſen. — (Hinzugefügt mit ſympathetiſcher Tinte) — Ich will nicht, daß der Inhalt meiner Bülletins in der Warſchauer Zeitung abgedruckt werde; denn bei der Stimmung, welche ich hier bemerke, muß ich wünſchen, daß ſo

*) Dieſe Beſchreibung aus dem Munde eines Königs iſt freilich etwas kleinlich, und gibt Stoff zu allerlei Betrachtungen, weshalb man auch geglaubt hat, ſie, ſo wie manches Aehnliche, nicht weglaſſen zu dürfen.

wenig als möglich in jener Zeitung von mir die Rede sei. Man behandelt mich persönlich außerordentlich gut; aber man wiederholt mir oft, daß man es nicht gern sehen würde, wenn ich für Andere spräche. Unsere Landsleute, die von den Merkmalen der Freundschaft hören, welche der Kaiser mir gibt, überhäufen mich mit Briefen und Bitten, die ich, so schmerzhaft es mir auch ist, nicht erfüllen kann.

Am 1. Junius.

Der König begab sich mit seinem Gefolge um sieben Uhr Abends nach Ostaukina, einem Landhause des Oberhofmarschalls Grafen Scheremetoff, drei Werste von Moskau, wohin er eingeladen war, und fand mehr als zweihundert Gäste vom ersten Range versammelt. Das Haus bestand im abgewichenen Monat November nur aus einem rez de chaussée. Seitdem, bis zu dem Besuche des Kaisers, der vor acht Tagen Statt hatte, ist während des Winters die ganze belle étage darauf gebaut worden, alles von Holz, aber so maskirt und dekorirt, daß man es nie rathen würde. Unter einigen hundert Arbeitern und Künstlern, die alles dies trefflich vollendet haben, waren nicht mehr als vier oder fünf Fremde, alle übrige nicht nur Russen, sondern fast alle sogar Leibeigene des Grafen. — Nachdem der König die Zimmer, die Façade und den Garten in Augenschein genommen, führte man ihn in's Theater, wo die Mariages Sammites (Musik von Gretry) in russischer Sprache von mehr als dreihundert Leibeigenen des Grafen aufgeführt wurden. Deklamation und Mienenspiel war von

den Franzoſen entlehnt; das ſehr richtige Koſtüm äußerſt reich, beſonders das der Schauſpielerinnen, die mit den echten Diamanten des Grafen, wenigſtens für hunderttauſend Rubel an Werth, bedeckt waren. In dem Ballete zeichneten ſich zwei ſehr gute Tänzerinnen aus. Nach dem Spektakel hatte der König kaum eine halbe Stunde in den Zimmern verweilt, als man ihn die nämlichen Stufen, mit Scharlach bedeckt, wiederum hinabführte, und er nunmehr, ſtatt eines Theaters, einen großen Ballſaal fand. Gegen eilf Uhr ließ man ihn vom Balkon den geſchmackvoll erleuchteten Garten ſehen; an einer Säule des Balkons brannte der Namenzug des Königs. Hierauf folgte ein Souper von mehr als hundert Perſonen. Der Graf begleitete den König zurück an den Wagen, und erwähnte ſeiner erblichen Dankbarkeit, da ſowohl ſein Vater als er die polniſchen Orden vom König empfangen habe. Der ganze Weg von Oſtaukina bis Moskau war zu beiden Seiten durch Pechtonnen erleuchtet *). —

Auf der Rückreiſe des Königs nach Petersburg hat derſelbe zu Bronicka, ſeinem Nachtlager, eine in der That auffallende Merkwürdigkeit geſehen, nämlich einen vollkommen runden, ſanft abhängigen Berg, mit Raſen bedeckt, etwa dreißig Faden hoch, in einer großen Fläche. Faſt auf der Spitze desſelben ſind zwei tiefe Ziehbrunnen,

*) Dieſes Feſt mag einen Begriff von der aſiatiſchen Pracht der ruſſiſchen Großen geben.

deren Wasserfläche aber mit der des Berges gleich ist. Da sich viele Meilen in die Runde kein höherer, oder nur gleich hoher Berg befindet, so begreift man schwerlich, woher das Wasser dieser Brunnen kommt. Die Tradition des Landes will, daß einst aus dem Brunnen Orakel gegeben wurden. Katharine die Zweite hat eine Kirche auf dem Berge erbauen lassen.

Petersburg, den 6. Juni.

Der König hat den dreieckigen Palast von Tschesme, sieben Werste von hier, besehen, wo Katharina II. den St. Georgenorden stiftete. Eine Inschrift in der Vorhalle berichtet, daß die Kirche dieses Palastes in Gegenwart des Königs von Schweden, Gustav III., gegründet, und in Gegenwart Joseph II. vollendet worden. Alle Zimmer der belle étage enthalten die Bildnisse der sämmtlichen damals lebenden Prinzen und Prinzessinnen, unter denselben, en bas relief, die alten Zaare, vor Michael Romanoff. Ein runder Saal ist mit den Bildnissen der jetzt regierenden Dynastie ausgeschmückt. Unter einem Baldachin, der über dem Portrait Katharinens II. schwebt, steht auf einem Tische ein goldenes Schreibzeug mit vielen Emailgemälden, welche die Thaten der Russen zur See verherrlichen. Im rez de chaussée dieses seltsamen Palastes wird ein englisches Fayence-Service aufbewahrt, welches, grau in grau gemalt, die schönsten englischen Landhäuser darstellt, und, statt des Wapens, am Rande der Teller einen grünen Frosch zeigt. Dieser Palast heißt nicht allein Tschesme,

zum Andenken der verbrannten türkischen Flotte, sondern auch Kikiriki, vermuthlich zu Ehren der unzähligen hier wimmelnden Frösche *). Bei seiner Zurückkunft von Tschesme hat der König den Elephanten besucht, den der Chan von der Bucharei der verstorbenen Kaiserin übersendet hat. Wenn seine persischen Führer indisch mit ihm sprechen, gehorcht er ihnen auf's Wort. — Nach der Mittagstafel wurde dem König ein Graf Stollberg präsentirt, den der Fürstbischof von Lübeck hieher geschickt hat. Er ist ein Schwager des dänischen Staatsministers, Grafen Bernstorff, und ein gelehrter, sehr achtungswürdiger Mann.

Am 16. Juni.

Heute besah der König die Gemäldesammlung des Senators Soimonoff, die nicht zahlreich ist, aber kostbare Stücke enthält, besonders einen großen Luca Giordano, den Kampf der Amazonen gegen die Centauren vorstellend. Man bewundert die große Treue, mit welcher der Künstler Ovid's Beschreibung befolgt hat; auch bemerkt man zwei Figuren, deren eine sich ganz ähnlich in der Schlacht Konstantin's von Giulio Romano, die andere in der Schlacht bei Arbela von le Brun findet, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier Männern und dort Weibern diese Stellung gegeben worden. Herr von Soimonoff besitzt auch

*) Kikiriki drückt aber sonst gewöhnlich das Hahnengeschrei aus. Es ist sonderbar, daß Niemand den Ursprung dieser seltsamen Benennung, nach welchem der Herausgeber oft geforscht hat, anzugeben weiß.

einen Desertaufsatz von Marmor und feinen Steinen, als Jaspis, Kristallen u. s. w., der sehr kostbar und trefflich gearbeitet ist. Ein ähnlicher, welchen der König zu Warschau hatte, steht diesem weit nach. Die meisten Steine, welche man hier zu verschiedenem Schmuck verwendet, liefert Ekatarinaburg in Sibirien, hundert Werste diesseits Tobolsk *); dort sind Künstler etablirt, denen man nur die Zeichnungen senden darf, und wo man sicher ist, gut bedient zu werden. Die Bronzen und Goldarbeiten werden in Petersburg fast eben so vollendet, als in Frankreich verfertigt. Herr von Soimonoff selbst ist ein Mann, der sich sowohl durch seine Verdienste, als durch seine Art, sich zu benehmen (manière d'être) sehr vortheilhaft auszeichnet.

Lustschloß Peterhof, am 10. Juli.

Der König hat der Feier des Peter-Paul-Festes in der großen Kapelle beigewohnt, welche an seine Wohnung stieß. Hier machte er die Bekanntschaft des Senateurs, Herrn von Puschkin, bis jetzt Direktor der Akademie der Künste. Von ihm erfuhr der König, daß man jetzt einen Plan der Stadt Peking kopire, der in jener Residenz selbst aufgenommen worden. Die Kopie wird den Vorzug vor dem Originale haben, daß die Namen der Straßen in europäischer Sprache hinzugefügt sein werden. Das Original ist durch einen der Zöglinge nach Rußland gebracht

*) Der König hat sich hier um ein paar hundert Werste verrechnet.

worden, welche der Hof schon seit langer Zeit zu Peking unterhält, theils um Dolmetscher aus ihnen zu ziehen, theils um eine dortige russische Kapelle zu versehen. Dieses Etablissement besteht jederzeit, trotz den öfteren Mißverständnissen und Handelsunterbrechungen, zwischen Rußland und China.

Am 13. Juli.

Der König wohnt in Peterhof in dem untern Garten, ganz nahe an der See, in dem Hause, mon plaisir genannt, welches zum Theil noch gerade so existirt, wie Peter der Erste es baute; aber Katharina die Zweite, deren eigene Zimmer dem Könige angewiesen wurden, hat es sehr vergrößert. Nach der Parade, welcher der Kaiser jederzeit beiwohnt, und nach der Taufe eines Kindes des Fürsten Tscherbatoff, bei dem Ihre Majestäten Pathenstelle vertraten, benachrichtigte man den König, daß der Kaiser ihn erwarte. Er wurde, wie gewöhnlich, mit vieler Herzlichkeit empfangen. Da es Freitag war, so aß man blos Fastenspeisen, doch nicht mit Oel zugerichtet. Nach der Tafel zeigte der Kaiser selbst dem Könige alle Zimmer, und besonders sein Arbeitskabinet, braun getäfelt, gerade wie zu der Zeit Peter des Ersten. Alle andern Zimmer des Palastes sind verändert, nur dieses eine ist ganz in seiner ursprünglichen Simplizität erhalten worden. Gegen Abend fuhr der König mit Ihren kaiserlichen Majestäten auf einer Linie (einer größeren Art von Droschken) in den weitläufigen Gärten spaziren. Der Kaiser

ſcheint eine beſondere Vorliebe für einen ſo ſchön gelegenen Ort zu haben, wo man noch ſo viele zerſtreute Gebäude findet, welche an die Regierung Peters des Erſten erinnern. Bekanntlich übertreffen die Waſſerkünſte von Peterhof durch Reinheit ihres Waſſers noch die ſo bewunderten Waſſerkünſte von Verſailles. Man ſieht unter andern zwei Springbrunnen, welche jenen beiden auf dem St. Petersplatze gleichen. Das Souper wurde am Ufer der See im dichten Schatten der Bäume ſervirt. —

Am 15. Juli.

Der König hat unweit Peterhof den Ort beſehen, wo Katharina II. eine mechaniſche Anſtalt errichtet hat, in welcher, durch Benutzung eines Waſſerfalls, Marmor und feine Steine geſchnitten und geſchliffen werden. Seit Kurzem hat man, ſelbſt in der Gegend von Peterhof, Steine von zwei Fuß im Durchmeſſer gefunden, die ſehr viel Aehnlichkeit mit den ſogenannten Labradorſteinen haben. Am Abend dieſes Tages führte der Kaiſer den König nach Oranienbaum, welches er gerade heute ſeinem älteſten Sohn, ſo wie Strelna dem zweiten, ſchenkte. Strelna, auf dem halben Wege zwiſchen Petersburg und Peterhof, wurde von Peter I. für die Ceremonientage, Peterhof hingegen zu ſeinem perſönlichen Aufenthalt beſtimmt; aber er vollendete Strelna nicht, und ſeine Nachfolger haben Peterhof zu ihrer Prachtwohnung erkohren. Oranienbaum, ſieben Werſte von Peterhof, Kronſtadt gegenüber, wurde vom Fürſten Menczikoff erbaut. Als dieſer in Ungnade fiel, konfiscirte es die

Krone, und unter der Kaiſerin Eliſabeth war es der Aufenthalt des Großfürſten, nämlich Peter III. Katharina II. verſchönerte als Großfürſtin dieſen Ort ſehr. Nachher beſtimmte ſie ihn für das Seekadetten-Corps, und jetzt wird es abermals die Reſidenz eines Großfürſten. — Man ſpeiſte Abends, nach der Zurückkunft, in dem Saal von Monplaiſir, ganz noch derſelbe, wie er zu Peter des Großen Zeiten war. In einem Nebenzimmer ſteht auch noch ſein Bett. Alles, was man hier, und in einem andern ſeiner Häuſer, Marly genannt, ſieht, erinnert an die Wohnungen des Hauſes Oranien in Holland.

Am 16. Julius

wohnte der König mit dem ganzen Hofe im Speiſeſaale der Trauung des Grafen Dietrichſtein mit der Hofdame Alexandrine Schuwaloff bei, welche der Nuntius Litta im biſchöflichen Ornat verrichtete. Nachher wurde die Trauung in der Kapelle nach griechiſchen Gebräuchen wiederholt, wobei der Bailli Litta die Krone über das Haupt des Bräutigams, und der Graf Schuwaloff über das der Braut hielt. Die Kaiſerin hatte eigenhändig die Braut mit Diamanten geſchmückt, deren Werth ſich auf eine Million Rubel belief. Am 17. ſchiffte ſich der Kaiſer mit ſeiner Familie nach Kronſtadt ein, und nahm vom Könige den herzlichſten Abſchied.

Kammenoy Oſtrog bei Petersburg.

Am 22. begab ſich der König nach einem Landhauſe des Fürſten Kurakin. Die Prinzeſſin Dolgorucki, eine ver-

traute Freundin von des Fürsten Gemahlin, feierte heute, wie sie immer pflegt, den Geburtstag der letztern zu Alexandrowskie. Das Fest war dieses Jahr um einen Monat vorgerückt worden, wegen der nahen Abreise des österreichischen Gesandten, Grafen Kobenzl, der ein sehr genauer Freund beider Damen ist, und dessen Geschmack ihre gesellschaftlichen Vergnügungen stets gewürzt hat. So sollte er denn auch noch zum letzten Mal Theil an denselben nehmen. — Die Gesellschaft begab sich zuerst in ein Bosket, wo die Kinder der Fürstinnen in Buden von grünen Zweigen allerlei feil boten, als Blumen, Früchte, Musikalien und dergleichen. Statt der Aushängeschilder trugen diese Buden Inschriften, aus den besten und bekanntesten Schriftstellern gezogen, und der Feier des Tages anpassend. Eins der Kinder hielt eine kleine Rede; dann vereinigten sie sich sämmtlich zu frohen Tänzen. — Von hier ging man in das Theater des Schlosses. Die Fürstin Dolgorucki spielte ganz vortrefflich eine Scene aus Nina, oder Wahnsinn aus Liebe. — Hierauf folgten Vorstellungen der Zauberlaterne, hinter einem Vorhang von Flor. Der Herr der Zauberlaterne trat auf und kündigte den Aufgang der Sonne an; und diese Sonne — war der österreichische Gesandte in Goldstoff gekleidet, sein Haupt in Strahlen von vergoldeter Pappe gefaßt. Ihm folgte der Mond, es war Mandini, der erste italienische Sänger allhier. — Derselbe gab nachher mit Mr. de Rivière, einem Schwager der Malerin le Brun, die Trennung des Orest und Pylades auf eine äußerst

komiſche Weiſe. Auch machte Rivière die Operation eines Zahnarztes an Mandini. — Nach einigen ähnlichen Auftritten ſtellte man mehrere lebendige Gemälde nach bekannten Sujets vor, die ſich alle vortrefflich ausnahmen; z. B. Achill (Madame le Brun) vom Ulyſſes unter den Geſpielinnen der Deidamia (Fürſtin Dolgorucki) entdeckt; Stratonice (abermals die Fürſtin) am Krankenlager ihres Stiefſohnes; das Zelt des Darius u. ſ. w. Madame le Brun ordnete die Stellungen, Beleuchtung u. ſ. w. mit ſo viel Einſicht, daß dieſe Art von Schauſpiel ein ſehr großes Vergnügen gewährte. — Ganz Petersburg bedauerte die Abreiſe des Grafen Kobenzl, weil Niemand an Gefälligkeit, Ungezwungenheit und allem, was die Geſellſchaft angenehm macht, ihm gleich kommt. Auf ſeinem Theater ſpielte die Fürſtin Dolgorucki die Rolle der Camilla zur allgemeinen Bewunderung. Noch am Abend vor ſeiner Abreiſe lieh er ſich zur Beluſtigung der Geſellſchaft her, indem er ſich in eine Henne, und alle Kinder, die da waren, in Küchlein verkleidete, und dann ſein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine ſehr komiſche Art vertheidigte.

Gatſchina, den 9. September und folgende Tage.

Einer der drei ruſſiſchen, zu Rittern ernannten Biſchöfe hielt eine Rede an den Kaiſer. Es iſt zu bemerken, daß erſt unter dieſer Regierung die ruſſiſchen Biſchöfe blaue und rothe Ordensbänder erhalten haben. — Abends auf dem Balle fragte die Kaiſerin den König: ob er nicht Karten ſpiele? Der König bekannte ſich ſehr unwiſſend über dieſen

Punkt. Der Kaiser sagte: »es geht mir eben so.« »Ich aber,« versetzte die Kaiserin, »muß doch wohl eine Partie Piquet par contenance machen;« und sie spielte eine halbe Stunde mit den drei Feldmarschällen Soltikoff, Repnin und Kamenskoi. — Am zehnten bat der König den Kaiser, ihm Jemand mitzugeben, der ihm alle Schönheiten von Gatschina zeigen möchte. Sogleich ward ihm der General-Adjudant Pleschtscheieff zum Begleiter gesandt. Dieser Mann, der auf der englischen Flotte gedient, und den Krieg gegen Amerika mitgemacht hat, sagt, wie man behauptet, immer was er denkt, und seine Gedanken sind stets eines Mannes von Ehre würdig. Er ist mit dem Könige von den unterirdischen Gängen, welche an die Katakomben erinnern, bis auf die Spitze des Thurms gewandert. Die innere Eintheilung der Mauern ist noch dieselbe wie zu den Zeiten, als Graf Gregor Orloff das Schloß besaß; aber der Kaiser hat es sehr vergrößert, und ganz nach seinem eigenen Geschmack dekorirt. Ein polnischer Maler, Labinski, hat unter den Verzierungen die schönsten Arabesken geliefert. Unter der großen Anzahl von Gemälden zeichnen sich aus: fünf große Bilder von Robert; eins sieben Fuß hoch, von Vernet; Karl III., König von Spanien, bei der Mittagstafel; eine Hirschjagd, welche Prinz Condè dem Kaiser gab, da er als Großfürst zu Chantilly war u. s. w. Die drei Grazien, auf ein Stück Marmor gemalt, sind minder wegen ihrer Schönheit merkwürdig, als weil sie in Herkulanum ausgegraben worden

sind. Ein Gemälde Peter des Großen zu Pferde ist (das Pferd ausgenommen) vielleicht das beste, das man von ihm hat. Die Kleidung ist moderner, als man sonst aus jener Zeit zu sehen gewohnt ist; den Stern des Andreasordens hat der Maler vergessen. — Im Gesellschaftssaale ist über dem Kamin ein antikes so wohlerhaltenes Basrelief, daß man fast zweifeln sollte, ob es wahr sei, was man davon erzählt. Man sagt nämlich, es habe ursprünglich ein Monument des Trajan verziert; von da sei es, mit mehreren andern an den Triumphbogen des Konstantin gerathen, und von diesem haben es Kunsträuber (artistes brigands) in einer Nacht abgerissen, und es dem Oberkammerherrn Grafen Schuwaloff, der eben damals in Italien reiste, verkauft. Im Kabinet des Kaisers hangen fünf Portraits, Prinz Heinrich von Preußen zwischen vier russischen Feldmarschällen. Den Garten hat der König diesmal nur flüchtig gesehen. Der Kaiser schien sehr zufrieden, daß dem Könige ein Ort so wohl gefiel, den er selbst vor allen andern begünstigt. Er sagte: mir kommt es vor, als bin ich nirgends eigentlich zu Hause als hier. In der That ist das niedliche Pawloski doch nur ein kleiner Diamant, in Vergleich mit Gatschina. — Außer vielen andern Veränderungen, welche der Kaiser bei seinen Truppen einführt, hat er auch den Infanteristen ein Stück Filz auf das Knie heften lassen, das man in geringer Entfernung nicht von den Kamaschen unterscheiden kann. Diese Kniebekleidung soll den Soldaten gegen Kie-

felsteine und dergleichen schützen, wenn er beim Schießen hinknien muß. —

Petersburg, den 17. Oktober.

Abends überraschte der Fürst Dolgorucki den König mit einem Theater, welches er, während des Königs Abwesenheit, im Marmorpalast hatte erbauen lassen. Man gab zwei französische Stücke: le conseil paternel, und le bon menage, von Florian. Der Verfasser des ersten ist ein Graf Goloffkin, der im Auslande erzogen wurde. Das Stück ist in der That voll neuer und pikanter Züge. Madame Litwinoff spielte die erste Rolle, ein bairischer Graf Lerchenfeld, ein Marquis de Montmort, der alte bekannte Schauspieler Aufrêne und Mr. Rivière waren die übrigen. Im zweiten Stück spielte die Fürstin Dolgorucki selbst mit ihrer gewohnten Superiorität, und ihre allerliebsten Kinder machten die Harlekinetten.

Am 23. Oktober

hat ein griechischer Bischof, Eugen, auf Corfu geboren, bei dem Könige geschlafen. Ohne Mönch gewesen zu sein, wurde er von Katharinen II. zum Bischof von Taurien ernannt. Er resignirte nach einigen Jahren, um hier seine Pension zu verzehren. Er hat die Aeneide in griechische Verse, nach dem Urtheil der Kenner sehr gut, übersetzt. Er spricht französisch und italienisch, und kennt die besten Schriftsteller dieser Nationen. Seine Unterhaltung ist geistreich und seine achtzig Jahre merkte man ihm nicht an.

Gatschina, den 26. Oktober.

Der Kaiser überraschte heute die Kaiserin mit einer italienischen Opera seria von Anfossi, Zenobia, die vortrefflich exekutirt wurde. Der Dekorateur Gonzaga hatte sich selbst übertroffen. Er ist einer der ersten Künstler in seiner Gattung. Auf einem kleinen Theater, und wo die vornehmsten Zuschauer gleich hinter dem Orchester sitzen, weiß dieser Gonzaga optische Effekte hervorzubringen, die an Bezauberung grenzen. Selbst auf dem Vorhange, der die Bühne verschließt, steht ein Tempel, der, in einer Entfernung von nur sechs Schritten gesehen, hervorzuspringen scheint. Eine Waldgegend schien ein Gemälde von Breughel. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster eines Gefängnisses hereinspielte, war vollkommen täuschend. Er hat Mauern al fresco in freier Luft gemalt, die das Auge täuschen, selbst wenn man es vorher weiß. Man sagt, in ganz Italien sei nur ein einziger Dekorateur, der ihm gleichkomme. Nach der Oper gab le Picq ein Ballet, in welchem er, trotz seinen sechzig Jahren, vorzüglich glänzte. Am 24. November ließ der Kaiser die Oper auf dem Schloßtheater zu Petersburg wiederholen. Da dies Theater weit größer ist, als das zu Gatschina, so hat Gonzaga in der größten Eile neue Dekorationen malen müssen, und bei dieser Gelegenheit hat er sowohl die Fruchtbarkeit seines schöpferischen Genius, als auch seine außerordentliche Fertigkeit bewiesen. Einen Mondschein unter andern, der im Wasser wiederstrahlte, hätte Vernet nicht besser malen

können. — Das Schauspiel, welches auf den 28. angesetzt war, wurde in dem Augenblicke abbestellt, als der Kaiser den Tod des Königs von Preußen erfuhr.

Petersburg, den 5. Dezember.

Heute besuchte Prinz Condè den König, und versicherte ihn wieder erkannt zu haben, da er ihn einmal auf einem Balle bei sich im Jahre 1754 gesehen. Als Prinz Condè in seiner Wohnung, dem tauriſchen Palais, abstieg, fand er alle zu seiner Bedienung bestimmte Domestiken in derselben Livree, welche seine eigenen Domestiken trugen, als Kaiser Paul zu Chantilly war. (Welch eine feine Aufmerksamkeit!) Auf die Hofwagen, welche zum Gebrauch des Prinzen Condè bestimmt sind, hat der Kaiser dessen Wapen malen, und in den Fahnen seines Regiments den russischen Adler von französischen Lilien umgeben lassen. Den Czernischeff'schen Palast machte er dem Prinzen zum Geschenk, und als derselbe ihn zum ersten Mal betrat, fand er über dem Thore die Worte: »Hôtel de Condè.«

Am 15. war der König bei einem Gastmahle des Fürsten Besborodko gegenwärtig. Außer der gewöhnlichen Pracht, und der gänzlich erschöpften Kunst des Kochs (der unter andern die famöse Bombe Sardanapal's mit der epikurischen Sauce auf die Tafel brachte, welche ein maitre d'hôtel Friedrich's II. erfunden hat), außer den köstlichsten Weinen aller Länder, außer den Hunderten von Kerzen, welche das späte Diner beleuchteten, sah man auch einige zwanzig Kassoletten, welche

die herrlichſten Gerüche ausdufteten, und ein Deſſert, bei dem jeder Teller mit der ſchönſten Glasglocke aus der hieſigen Fabrik bedeckt war. Etruriſche Gemälde zierten dieſe Glocken, und das Ganze gereichte dem Fürſten Juſupoff, dem Vorſteher und der Seele dieſer Fabrik, zu großer Ehre.

Am 8. Januar 1798

wohnte der König auf einem mit Glasfenſtern umgebenen Balkon dem Feſte der Waſſerweihe bei. Die Kaiſerin, welche ihrer baldigen Entbindung entgegen ſieht, hatte ſich dennoch zu Fuß nach der hölzernen Kapelle begeben, die man auf dem Eiſe des Grabens, welcher die Admiralität umgibt, errichtet hatte. Sie kam nachher gleichfalls auf den Balkon, ließ die Fenſter öffnen, und ſtand länger als zwei Stunden (während es große Flocken ſchneiete) ohne Regenſchirm, und ohne, dem Anſchein nach, davon beläſtigt zu werden, obgleich der Schnee zwei Zoll hoch um ihre Füße lag. —

Der Graf von Montmorenci, Sohn des Herzogs von Laval hat ſchon verſchiedene Proben einer ſeltſamen Kunſt abgelegt, die er, ſeinem Vorgeben nach, von dem Biſchof von Nancy erlernt hat. Man gibt ihm etwas geſchriebenes, allenfalls die bloße Adreſſe eines Briefes von einer ihm gänzlich unbekannten Perſon, deren Namen man ihm verſchweigt. Er fragt blos, ob es ein Frauenzimmer oder eine Mannsperſon iſt? und nun erräth er aus den Schriftzügen nicht allein ungefähr das Alter der Perſon,

ſondern auch ihren moraliſchen Charakter. Er hat ſchon einige Mal zum Erſtaunen richtig getroffen, ſelbſt, wenn von Perſonen die Rede war, die gar nicht in Petersburg ſind. Lavater könnte eiferſüchtig auf ihn werden.

Auszug eines Briefes des Herrn Etatsrath Boecler, Leibarztes des Königs, an Herrn de Bacciarelli, Kabinetsſekretär des Königs zu Warſchau.

Petersburg, den 6. April 1798.

Unſer guter Herr iſt einzig und allein an einem Nervenſchlage geſtorben, der eine Folge der peinlichen, unangenehmen Arbeit war, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche er durch traurige Projekte geſtürzt worden war. — — Im Ganzen war ſein Ende, wie das der Kaiſerin Katharina, und er wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen beerdigt.

Zuſatz des Herausgebers. Sein Begräbniß, von welchem eine umſtändliche Beſchreibung vor mir liegt, iſt allerdings in mehr als einer Hinſicht merkwürdig; aber das allzu weitläufige Detail möchte den Leſer ermüden. Ich glaube, es ſei hier die rechte Stelle, noch eine Anekdote, den König betreffend, hinzuzufügen. Als er 1797 nach Petersburg reiſte, führte ihn ſein Weg vor Friedenthal vorbei, welches ich damals bewohnte. Er hatte das, ich weiß nicht wie, erfahren, verlangte mich zu ſehen,

und überhäufte mich mit Höflichkeiten. Unter andern legte er einen Beweis ab, wie gut er das Deutsche verstand. Er fragte nämlich nach meinen neuesten Schriften, indem er hinzusetzte, die älteren habe er alle im Originale gelesen. Einer der Umstehenden nannte ihm die jüngsten Kinder meiner Laune. Da wandte er sich mit der ihm eigenen Grazie zu mir, und sagte: »ich hoffe, es werden nicht die jüngsten, sondern nur die jüngeren sein.« — Als ich bald darauf in den hamburgischen Zeitungen las, der König habe mémoires de son temps geschrieben, wandte ich mich, im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen gegen mich, schriftlich an ihn, und bat ihn, mir zu erlauben, diese Memoires aus dem Manuskript in meine Muttersprache überzutragen. Darauf erhielt ich folgende Antwort von seiner eigenen Hand:

Petersburg, den 13. Juni 1797.

Monsieur,

In Antwort auf Ihren Brief vom 25. Mai bin ich vor's erste Ihnen vielen Dank schuldig vor die freundliche Gemüthsneigung, die Sie gegen mich äußern. Was aber die verlangte Uebersetzung anlangt, werden Sie wohl leicht urtheilen, daß, wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschichte arbeitete, ich derselben nicht wohl das Tageslicht gewähren könnte, so lange mein eigenes Lebenslicht nicht erloschen wäre.

Uebrigens ist es mir ein Vergnügen zu versichern, daß ich das Wohlwollen eines solchen Mannes wie Sie seynd,

hochschätze, und folglich Sie nicht zweifeln dürfen, an mich stäts denjenigen zu finden, der sich mit Wahrheit nennet

Ihr wohl affektionirter

Stanislaus, König.

Ich lasse diese Antwort deshalb abdrucken, weil die Worte: wenn ich auch wirklich an der bewußten Geschichte arbeitete, zu beweisen scheinen, daß der König in der That dergleichen gewiß interessante Memoires hinterlassen hat. — Es ist von Kaiser Alexander's großherziger Denkungsart zu hoffen, (wenn anders der schriftstellerische Nachlaß des Königs in Petersburg geblieben ist), daß er vielleicht dessen Bekanntmachung gewährt.

Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht.

Göthe war Schiller's Freund, und gewiß um so inniger, da er es nicht immer gewesen, sondern Schiller's Verdienste und Anspruchlosigkeit ihm erst spät seine Freundschaft abringen konnten. Göthe hat, um Schiller's Andenken zu ehren, ihm eine höchst seltsame Todtenfeier auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, wo, wie man versichert, Bier getrunken, und Glocken von Rosenketten in die Höhe gezogen wurden. Er hat diese Feier durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht, von dem das Publikum viel, sehr viel, und mit Recht erwartete. Das holprichte Meisterstück

ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen für 1806, und beweist auf drei kleinen Blättern, daß Göthe leider kein Deutsch versteht.

Gleich in der zweiten Zeile, »bewegt sich das Land segenbar.« Doch wir wollen ihm, um des Reims willen, erlauben, neue Worte zu machen.

Zu Anfang der zweiten Stanze »hört er schreckhaft mitternächtiges Läuten.« Schreckhaft heißt zum Erschrecken geneigt sein. Göthe braucht es aber für erschrocken. Man kann jedoch erschrecken ohne schreckhaft zu sein.

Und was vernimmt er? Ein Läuten, das die Trauertöne schwellt. Sehr falsch, denn schwellen heißt zunehmen, wachsen, das Läuten kann aber nur die Töne hervorbringen, und hat an Zu- oder Abnahme derselben gar keinen Antheil. Könnte man sagen: das Läuten schwellt die Töne, so müßte man auch sagen können: das Läuten verhallt die Töne. Eines ist so sinnlos, wie das Andere.

Weiter hin erzählt Göthe, wie bald Schiller's Ernst wohlgefällig bald raschgewandt war. Das erste bald heißt hier früh, was aber Göthe nicht sagen wollte. »Wie sein Ernst bald wohlgefällig bald raschgewandt war,« das hat er sagen wollen, und nicht zu sagen verstanden, weil den großen Dichter die Scansion fesselte.

Er nennt Schiller sicherstellig, der Himmel mag wissen, was er mit diesem neuen Worte ausdrücken wollte, er selbst weiß es schwerlich.

»Schiller hat den lebensklaren tiefen Sinn erzeugt.« Also in dem Lebensklaren selbst liegt kein tiefer Sinn? Schiller hat ihn erst erzeugen müssen? dann war Schiller ein Gott! Ich habe wohl geglaubt, ein großer Geist könne tiefen Sinn in einer Sache finden, der Andern verborgen blieb; aber ihn erzeugen?! —

»Schiller hat sich in Rath und That ergossen, die Göthe genossen hat.« — Weder Rath noch That läßt sich genießen. Man darf höchstens sagen: eines Rathes genießen, denn der Genitivus bezieht sich auf die Wirkungen desselben. Aber einen Rath hat, außer Göthe, noch niemand genossen.

»Schiller hat sich in Weimar zum Daurenden gewöhnt.« Also in Weimar ist das Daurende anzutreffen? — Göthe hat sagen wollen: Schiller habe sich dort zum Ausdauern gewöhnt, drückte sich aber ganz falsch aus. Bekanntlich ist in dieser sublunarischen Welt nichts Dauerndes, wenn daher Weimar des göttlichen Privilegiums sich erfreute, das Dauernde in seine Mauern einzuschließen, wer würde nicht dahin wallfahrten!

»Reichgestaltig ist manch' sein tiefes Werk.« Ein Sprachschnitzer, den man keinem Tertianer verzeihen würde.

»Schiller las mit heiterm Blicke das dunkle Buch durch Zeit und Land.« Wenn ich mir hier einen Sinn herausgrüble, so liegt er wenigstens nicht in den Worten, die so auffallend gegen die Regeln der Sprache verstoßen.

»Ein Lächeln hat Göthe glücklich ihn (nicht ihm) abgewonnen.«

So viel Sprachfehler in zehn Stanzen!

Außerdem spricht Göthe noch von einer weimarischen Völkerschar; sagt sehr gemein:

soll das Läuten
— — — unsern Freund bedeuten?

An dem sich unser Wunsch geklammert hält? Behauptet, Schiller's Verdienst verwirre die Welt! (Mich wundert, daß er uns nicht überreden will, der jetzige Krieg sei wegen Schiller entstanden.)

Spricht von Schiller's Muthe, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegte — (was meint er damit? Die Welt war nie so stumpf, daß sie dem Zauber von Schiller's Dichtkunst widerstanden hätte. Nur Göthischem Bombast widersteht sie, eben weil sie nicht stumpf ist).

Endlich sagt Göthe:

»Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.«

Das klingt recht hübsch, ist aber nichts dahinter. Denn wenn das höchste Streben nur eine Blüte hat, was soll denn die Frucht hervorbringen? Oder nannte er das Leben die Blüte des höchsten Strebens? (man kann es auch so verstehen, da kein und dazwischen steht) dann würde es heißen, erstens: das höchste Streben der Natur ist mir unverborgen, und zweitens: die Natur kann nichts höheres hervorbringen als Leben.

So schwinden die hüpfenden Irrlichter, wenn man ihnen nahe tritt. Sollte man diese Beleuchtung Mikrologie schelten, so besinne man sich doch, daß Göthe bei fremden Nationen für einen unserer ersten Dichter gilt, daß sie unsern Geschmack, unsere Fortschritte in der Sprache noch immer nach seinen Produkten beurtheilen, weil sie dem untergehenden Gestirn nicht so nahe stehen als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben kann; zumal wenn der Gedanke sich dabei aufdringt: Göthe verstehe es wohl besser, aber er meine, für uns sei alles gut genug, und wenn er nur niese, so müssen wir niederfallen und anbeten.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit; sagt Seneca irgendwo.

Uralte literarische Notizen.

Es gibt Gott sei Dank ein paar Dutzend Zeitungen, die neue literarische Notizen liefern, und es wird überall im Lande der Teutonen so eifrig Jagd darauf gemacht, daß einem armen Teufel, der im Lande der Cimbern wohnt, und doch auch sein Scherflein beitragen möchte, nichts anders übrig bleibt, als in die reichen Schachte des Alterthums hinab zu steigen, wohin ihm so leicht Niemand folgt. Ich bin daher zwar nicht gesonnen, bis in die schönen Zeiten

vor der Sündflut zurück zu gehen, obgleich Reymann eine Historia litteraria antediluviana geschrieben hat, die ich zu meinem Zweck wohl benutzen könnte; aber auf den Feldern, die von Griechen und Römern mit Pflanzen geschmückt wurden, die zum Erstaunen der Nachwelt noch immer perenniren, will ich mir von Zeit zu Zeit ein kleines Herbarium sammeln.

Das Sehen.

Die Alten hatten wunderliche Meinungen über das Sehen. Die Platoniker bildeten sich ein, es gehe etwas aus dem Auge heraus indem man sehe, Pythagoras hingegen glaubte steif und fest, es lösten sich immerfort Theilchen von der Oberfläche der Gegenstände, die man ansehe, und spazirten in das Auge hinein. Daher mag wohl die Redensart kommen: »er verschlingt seine Geliebte mit den Augen,« denn wer sein Mädchen recht lieb hat, der sieht es beständig an, und wer es beständig ansieht, der löst immerfort Theilchen von ihm ab, und wenn er das eine Weile treibt, so ist das arme Mädchen verschlungen, ohne daß er den Mund aufgethan hat. Eine sehr angenehme Idee bleibt es immer für den unglücklichen Liebhaber, daß er wenigstens Theilchen seiner Grausamen mit den Augen schlürfen darf, ohne daß sie es hindern kann. Es erklärt sich aber auch aus dieser Hypothese (die ich eben deswegen hiemit förmlich adoptire) die gewöhnliche Unbeständigkeit der Schönen, an der sie so unschuldig sind, wie die neugebornen Kinder; denn was können sie dafür, daß man sie

beſtändig angafft, und ein Jeder ſein Theilchen von ihnen nimmt? Am Ende müſſen ſie ja wohl vielen zugehören. Man ſieht ferner, wie es zugeht, daß ein fades Herrchen, mit einer tüchtigen Lorgnette vor den Augen, von den Damen ſehr oft dem Manne von Verdienſt vorgezogen wird, der durch keine Lorgnette guckt, und überhaupt wenig gafft. Daran ſind die Damen abermals völlig unſchuldig, denn der Ausdruck, »ſie geben den Vorzug,« iſt nach obiger Hypotheſe falſch, ſondern ſie gehören dem zu, der ſie am meiſten anſieht, und wenn der Mann von Verdienſt die Augen von ſeinen Pflichten und Büchern nicht oft genug auf ſie richtet, ſo hat er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ein Anderer, der weder Pflichten noch Geſchäfte hat, ihm das Mädchen vor den Augen wegſpeiſt.

Begreift ihr auch nun, warum die Schönen ſich ſo gern putzen? und ſo vielen unnützen Flitterſtaat um und an ſich hängen? — Bloße Nothwehr. Sie wollen dadurch verhindern, daß man ſie nicht zu ſchnell verzehre. Ein nachgemachter Buſen ſoll blos dem wahren, der darunter liegt, zum Schilde dienen. Dasſelbe galt einſt von den ſogenannten culs de Paris. Die Perücken, die vor kurzem noch ſo häufig Mode waren, wurden blos erfunden, um das eigene Haar zu ſchützen. Die Schminke iſt ein vortreffliches Mittel, um zu hindern, daß die Wangen nicht weg geſehen werden. Wenn aber eine Dame ihrem hartnäckigen Angaffer wohl will, ſo gibt ſie ihm ein Rendezvous im Negligee, und das letztere wählt ſie blos deshalb, damit ſein

Auge Gelegenheit habe, etwas mehr Theilchen von ihr abzusehen.

O wie fruchtbar ist die Hypothese des guten Pythagoras! Begreift ihr nun, warum der Vornehme den Geringen übersieht? Es geschieht keineswegs aus Hochmuth, er mag nur kein Theilchen von ihm genießen. Begreift ihr nun, warum der Reiche ein angesehener Mann ist? Man möchte sich Theilchen von ihm verschaffen. Ja wahrhaftig, auch das berühmte Wunder von der Klapperschlange, da sie durch bloßes Anstarren bewirket, daß kleine Thierchen ihr freiwillig in den Rachen spaziren, wird dadurch erklärt. — Doch die Gedanken drängen sich mächtig. Je mehr ich meine aufgewärmte Hypothese ansehe, je mehr Theilchen derselben mache ich mir zu eigen. Bald werde ich sie ganz verschlungen haben, um sie auf der nächsten Leipziger Messe in zwei dicken Bänden — mit festen Blick auf den Beutel meiner Leser — wieder darzubieten.

Heraclit.

Jetzt weiß ich, warum die neue Kunstschule alles Gefühl aus den Kunstwerken verbannt. Die Herren sind nämlich lauter Anhänger des Heraclit, der den vortrefflichen Satz aufstellte: Die trockenste Seele ist die vollkommenste. Da nun vollends in unsern Tagen der berühmte Hoyer ein Programm schrieb de animabus siccis, von den trockenen Seelen; so eilten alle Kunstjünger, die sich ihrer löblichen Trockenheit bewußt waren, unter Heraclit's Fahnen, wo sie mit rühmlichem Eifer sich zur Vollkommenheit, nämlich zu einer wahren Dürre, bilden.

Frage.

Kann mir Jemand erklären, warum der Titel Vielschreiber eine Art von Beschimpfung geworden? Aeschylus schrieb siebzig oder gar neunzig Trauerspiele, wenn wir gleich nur noch sieben davon besitzen. Sophokles schrieb deren über hundert, ob er gleich, als General der Athenienser, auch wohl wichtigere Dinge zu thun hatte. Indessen hat der Dichter den Feldherrn überlebt (wie gar oft geschieht) denn nicht eine Waffenthat, wohl aber sieben Trauerspiele sind der Nachwelt übrig geblieben. Euripides, Vertrauter des Sokrates, Philosoph und Maler, dichtete hundertundzwanzig Trauerspiele, von welchen wir nur ein Sechstheil noch heute bewundern. Plautus, ein Theater-Prinzipal, machte hundertunddreißig Lustspiele. Die zwanzig, die wir noch haben, sind oft von neuern Dichtern geplündert worden.

Wenn also erwiesen ist, daß alle die vortrefflichen Tragödien- und Komödienschreiber des Alterthums, die wir noch bewundern (und oft mehr bewundern, als sich geziemt), nicht allein gut schrieben, sondern auch viel schrieben, warum rümpft denn mancher vornehm die Nase über ein fruchtbares Genie? und möchte ihm durch den Titel Vielschreiber gern eins anhängen? — Geht es ihnen etwa wie dem Armen, der immer auf den Reichen schimpft, und doch vor sein Leben gern selbst reich wäre? —

Proklus.

Es ist doch eine herrliche Sache um die Fortschritte der Aufklärung. Zu Athen und Alexandrien lebte im fünften Jahrhundert ein Philosoph, Namens Proklus, dem seine dummen Zeitgenossen den Wunsch von der Seele preßten: »daß doch alle Werke des Alterthums untergehen möchten, weil sie Leuten geschadet hätten, die sie nicht verstanden.«

Ein so entsetzlicher Wunsch wäre, dem Himmel sei Dank, heutzutage ganz überflüssig, denn wir verstehen alles, was wir hören und lesen; wir haben Kant verstanden, Fichte steht vor uns in Klarheit, und Schelling zieht so hell, wie die Feuerkugel, die neulich zu Hamburg gesehen wurde, an unserm Horizont dahin, ja sein Schweif schimmert auch noch einige Minuten. Wir verstehen den Jakob Böhm, und, wenn es darauf ankommt, auch den Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus Eremita. (Erschrecken Sie nicht, meine Damen, über den ungeheuer langen und ungeheuer prächtigen Namen. Der Mann, der ihn trug, lebte vor ein paar hundert Jahren, und würde jetzt wenig Glück machen, denn er behauptete, daß nichts existire, was nicht esse, trinke, Kinder zeuge, und Excremente ausleere, ja er schrieb selbst den Steinen diese Eigenschaft zu. Jetzt, da wir in Deutschland mit Lebensmitteln nicht überflüssig versehen, sondern froh sind, wenn die lieben Soldaten zu essen und zu trinken haben, jetzt würden uns die speisenden Mineralien sehr beschwerlich fallen.)

Doch wieder auf den Proklus zu kommen, und auf die Ursache seines musenfeindlichen Wunsches, so fällt auch diese bei uns ganz weg, denn gesetzt, wir verständen unsere philosophischen Werke nicht, so spüren wir doch nicht den geringsten Nachtheil davon. Unsere Jünglinge, die sich besonders damit beschäftigen, lassen sich dadurch keinesweges von Erwerbung nützlicher Kenntnisse abhalten; sie leisten dem Staate die wichtigsten Dienste, und sind dabei so bescheiden — ach! so bescheiden, daß Einem die Augen übergehen. Wenn's hoch kommt, halten sie sich für den Mittelpunkt des Weltsistems und uns Alle, die wir das Unglück hatten, zwanzig oder dreißig Jahre früher geboren zu werden als sie, für Bruchstücke der zertrümmerten Menschheit, welche die Erlaubniß haben, sich um sie zu drehen. Folglich haben unsere neuesten philosophischen Werke vor denen des Alterthums den großen Vorzug, daß sie gar keinen Schaden stiften, quod erat demonstrandum.

Uebrigens wünschte ich wohl, daß mein wünschender Proklus noch lebte, um als Ingenieur bei einer unserer Armeen angestellt zu werden, denn er war ein Tausendkünstler, der, so gut wie einst Archimedes, bei einer Belagerung von Konstantinopel durch große Brennspiegel die feindlichen Schiffe anzündete. Die Engländer würden ihn mit Extrapost nach Boulogne und Cadix schicken, und ich —

Wundarzneikunst.

Wenn doch Tagliacozzi noch lebte! — Wer war denn Tagliacozzi? — Ei, er war ein Mann, der heutiges Tages

recht gut zu gebrauchen wäre. Er lebte im sechzehnten Jahrhundert zu Bologna, und hatte eine Fabrik von Nasen und Ohren. In unsern Tagen ist die Drohung: ich werde dir Nasen und Ohren abhauen! nur noch eine bloße Redensart, aber in jener schönen romantischen Ritterzeit wurde oft Ernst daraus. Wenn nun Einer das Unglück gehabt hatte, eine halbe Nase oder ein ganzes Ohr zu verlieren, so ging er nur zum Herrn Tagliacozzi, der schnitt ihm aus den muskulösen Theilen des Arms eine neue Nase, und er hatte noch obendrein den Vortheil, daß er sie von beliebiger Größe bestellen konnte. — Der Mann hatte es offenbar weiter gebracht, als seine Herren Kollegen in Indien, die einen Lappen aus der Stirn schneiden müssen, um eine Nase daraus zu formen, und mit Ohren sich gar nicht abgeben. Hatte ich nun nicht Recht, auszurufen: wenn doch Tagliacozzi noch lebte! — Jetzt, wo eine halbe Million Menschen sich rühmlich bemüht, einer dem andern Nase und Ohren, Arme und Beine, und wo möglich auch den Kopf weg zu hauen und weg zu schießen, jetzt wäre es gar herrlich, wenn gleich nach jeder Schlacht der Ehrenmann auf dem champ de bataille herumginge, die Arme und Beine in Körbe sammelte — — — — — — — wenn er damit geschwind in's Lazareth ginge, da für jeden Krüppel das Fehlende zuschnitzelte, und ihm ohne weitere Umstände an den Leib nähte.

Aber, meint ihr, fremde Beine! das ginge doch nicht an. — Warum nicht? hat man doch schon versucht, uns

fremdes Blut in die Adern zu gießen, und zwar viehisches, warum sollten wir denn ein menschliches Bein nicht brauchen können, zumal, wenn wir eines zu wenig hätten?

Die Aerzte.

Ich kenne die Leute, die sich betrüben, daß die Sistemenwuth, welche schlimmer ist, als die Hundswuth, auch die Aerzte ergriffen hat. Das sind nämlich gute simple Leute, mit einem Bischen elenden Menschenverstand begabt, welche die wunderliche Meinung hegen: die Arzneikunst sei blos auf Erfahrung gegründet, und es könne in ihr durchaus nichts a priori demonstrirt werden. Dabei zittern sie vor jedem sistematischen Arzte, und werden lieber gar nicht krank, ehe sie sich einem solchen anvertrauen; ja sie vergleichen ihn mit jenem Tirannen, der ein eisernes Bett machen ließ, in welches Riesen und Zwerge gelegt wurden; den Riesen hieb man so lange Stücke von den Beinen, und die Zwerge reckte man so lange, bis beide hinein paßten.

Diesen ängstlichen Menschen zur Beruhigung will ich mit ein paar Worten beweisen, daß — ob es gleich zuweilen gute Aerzte gegeben hat und noch gibt — die Arzeneikunst doch nie recht wußte, was sie wollte. Es gab einmal Leute, die sich Methodiker nannten — ich glaube, es ist länger als tausend Jahre her — die erklärten alle Krankheiten aus Erschlaffung oder Einschnürung, oder einer Mischung von beiden. Da haben wir ja die

Sthenie und Asthenie. Hernach kam der berühmte Galen, und schrieb fast so viele Bücher, als er Patienten haben mochte, denn der größte Theil seiner Werke ist verloren gegangen, und doch besitzen wir noch hundertundsiebzig Schriften von ihm. Die übrigen, wenn sie auch noch existirten, könnten leicht das nämliche Schicksal erfahren, welches sie vor siebzehnhundert Jahren hatten, denn sie verbrannten im Tempel des Friedens, der bei uns gar oft in Flammen steht.

Vor ein paar hundert Jahren erklärte ein gewisser Regius alle Erscheinungen im menschlichen Körper aus dem festgesetzten Mechanismus desselben, und Telesius aus Wärme und Kälte. Mit nichten, sagt Franz Sylvius, sie entstehen aus Gährungen von Säuren und Laugen. Endlich erschien Stahl und leitete Krankheit oder Gesundheit allein von den Wirkungen der Seele her. Also Erschlaffung, Einschnürung, Mechanismus, Wärme, Kälte, Gährung, Seele, und Gott weiß, was sonst noch (denn wer kann mich zwingen, mehr davon zu wissen), haben sich wechselsweise um unsern gebrechlichen Leichnam gestritten, und ihn endlich ziemlich ausgemergelt der Sthenie und Asthenie überliefert, die ihn doch sicher auch nicht lange behalten wird. Die Herren Aerzte kommen mir vor, wie sehr geschickte Ballonspieler; sie schlagen den mit Luft gefüllten Ball ihrer Sisteme aus einem Jahrhundert in's andere hinüber, und zwar so, daß er nie auf die Erde fällt; so lange er in

der Luft ſchwebt, ſchreien ſie alle Ach, und wenn er herunter kommt, ſo ſtehen ſchon wieder einige Röſchlaube bereit, ihn mit nervichter Fauſt in die Wolken zu treiben. Nachſehen müſſen ſie ihm freilich, und weil es nun ein altes einfältiges Naturgeſetz iſt, daß man die Augen nicht an zwei Orten zugleich haben kann, ſo wäre es unbillig, ihnen zuzumuthen, ſie ſollten zugleich hinauf nach dem Windball und herunter auf die Patienten blicken; ſchon genug, wenn ſie die Kranken nach dem Fluge ihres Balls beurtheilen.

Auf den erſten Anblick ſcheint das freilich gefährlich, und man möchte das Krankwerden verſchwören, es iſt aber nicht ſo arg, als es ausſieht, denn es ergibt ſich aus tauſendjährigen Beobachtungen, daß ungefähr immer eine gleiche Anzahl von Menſchen auf der Welt lebt, und daß es folglich ganz gleichviel gilt, ob die Aerzte ihre Kunſt ſo oder ſo treiben, es ſterben darum nicht mehrere Menſchen, und bleiben auch nicht mehrere am Leben. Diejenigen, die aus Mangel an Kenntniſſen ſtarben, ehe es noch Aerzte gab, ſterben jetzt aus Ueberfluß an Kenntniſſen, und ſo kommt alles wieder in's Gleichgewicht. Die beſte Widerlegung des Brown'ſchen Siſtems iſt wohl die: daß, obgleich viele hunderte von Aerzten ſeit einer Reihe von Jahren nach dieſem Siſtem kuriren, doch noch keine Stadt in Europa bekannt geworden, in deren Todtenliſten die Anzahl der Geſtorbenen ſich vermindert hätte. Alſo leben wir in Gottesnamen d'rauf los! Unſer Ziel iſt geſteckt und

zwar von keinem Brownianer. Es giebt recht gute Leute unter ihnen, und wenn nur die franzöſiſche Sthenie und die deutſche Aſthenie nicht wären, ſo würde ſich das übrige wohl finden.

Bitte um Belehrung, an die Herren Komponiſten geſtellt.

Eines Morgens ließ ſich ein Dichterling bei mir melden, und bat ſich die Erlaubniß aus, mir ein paar Dutzend Stanzen vorzuleſen, um, wie er ſehr beſcheiden verſicherte, von mir zu vernehmen, ob er würdig ſei, den Muſen zu dienen. Ich kenne dieſe Phraſen ſchon längſt, und weiß recht gut, daß ſie nichts weiter bedeuten, als: »höre mir zu und lobe mich;« — ich fluchte daher im Stillen, bejammerte die verlorne Zeit und grinzte den Vorleſer ſo freundlich an, wie ein Gaſt den Wirth, der ihn nöthigt, über Macht zu eſſen. Er ließ ſich nichts anfechten, ſondern deklamirte tapfer drauf los. Als er geendigt hatte, glaubte ich, eine kleine Nothlüge ſei mir ſchon vergönnt, um mich in Freiheit zu ſetzen; ich ſagte daher, das Ganze verriethe allerdings einige Anlage zum Dichter, und lobte ein paar einzelne Stellen. O Himmel! ich hatte einen ganz falſchen Weg eingeſchlagen, denn der entzückte Vorleſer fing ſogleich von vorne an, und ich mußte die ſämmtlichen Stanzen,

von einem Ende bis zum andern, noch einmal verſchlucken. Der Aerger preßte mir die Wahrheit aus; ich tadelte ihn und er ſchied mißvergnügt. Als er fort war, konnte ich mich nicht ſogleich erholen; ich ging im Zimmer auf und nieder und brummte: »Iſt es möglich (brummte ich nämlich), daß man ſo albern ſein kann, ein Gedicht — und wär' es ſo vollendet, als nach Schlegel's Behauptung ein Igel iſt, — unaufgefordert zweimal hintereinander vorzuleſen?" — Plötzlich fiel mir ein: »ich beurtheile den armen Menſchen doch wohl zu ſtreng. Warum ſoll er denn nicht des nämlichen Rechtes genießen, deſſen ſich die Herren Komponiſten täglich bedienen? — Sie machen uns Simphonien, Sonaten, Quartetten u. ſ. w., die ſie auf der Stelle ſchon beim Niederſchreiben mit Repetitionszeichen verſehen, welche Jedem zuherrſchen: Spiele, oder höre mich gleich noch einmal! — Ja, ſie ſind damit noch gar nicht zufrieden, ſondern, wenn ſie irgend eine einzelne Stelle für ſchön halten, ſo wiederholen ſie dieſe noch extra einige zwanzigmal, bis man ſie wider Willen auswendig weiß."

Dieſe Betrachtung ſöhnte mich mit meinem Vorleſer aus. Ich vergaß ihn ganz, und hing meinen Gedanken über die Muſik weiter nach. Da fielen mir natürlich auch die Opern ein. Ich erinnerte mich mit Schrecken, das ich eine einzige Zeile von einer Arie oft zwei Dutzendmal hatte repetiren hören, ohne mir auch nur die kleinſte Urſach davon angeben zu können, ausgenommen etwa die Eitelkeit des

Komponiſten. Wie oft muß man, zum Beiſpiel, in der beliebten Fanchon, gleich im Anfang die Kiſſen verſchlucken, die weich wie Moos ſind, und lockend ihren Schoos bieten. Man möchte ja wahrlich am Ende lieber auf einer hölzernen Pritſche liegen, als ſich noch länger von dieſen Kiſſen einladen laſſen. Und, um nur ſogleich bei der Fanchon ſtehen zu bleiben, warum hat ſich wohl der Komponiſt bei mehreren Arien, die von Anbeginn nur zwei vierzeilige Verſe enthielten, noch einen dritten, und zwar — —, von fremder Hand hinzufügen laſſen, wenn es nicht geſchah, um ſeine Kompoſition auch noch zum dritten Mal bewundern zu laſſen? Warum ſollte denn alſo der vorleſende Dichter, der ſich wohl eben ſo gern hört, als der Komponiſt, nicht desſelben Rechtes ſich bedienen?

So ſcheint es wenigſtens auf den erſten Anblick. Da es aber doch eine ſehr auffallende Erſcheinung iſt, daß von zwei ſich ſo nahe verwandten Künſten nur die eine das Vorrecht hat, die Rolle des Guckgucks zu ſpielen, und durch ewige Wiederholungen Langeweile und Ueberdruß in uns erwecken zu dürfen, und da ich bekennen muß, daß ich nur ein Laie in der Muſik bin; ſo könnte die Sache wohl auch ihren triftigen Grund haben, der mir bis jetzt verborgen geblieben, und darum bin ich ſo frei, an ſämmtliche Herren Komponiſten folgende Fragen zu ſtellen, und um deren Beantwortung dienſtfreundlichſt zu erſuchen:

Erſtens: warum theilt man ſo viele Muſikſtücke in

zwei Theile, und ſetzt hinter jeden ein Repetitionszeichen? — Man ſollte denken, wenn derjenige, der die Muſik ſpielt, Gefallen daran fände, ſo würde er ſie wohl auch ohne dieſe Zeichen wiederholen, ſo oft ihm beliebt; gefiele ſie ihm aber nicht, ſo wäre ihm die Vorſchrift nur läſtig?

Zweitens: warum müſſen denn in Opern die Arien ſo entſetzlich gedehnt und gereckt, und oft die nämlichen Paſſagen, die unbedeutendſten Zeilen, zwanzigmal wiedergebracht werden? — Man ſollte denken, wenn dem Publikum die Arie behagte, ſo würde es wohl von ſelbſt ein dacapo anſtimmen; allein ihm auf gut Glück die Arie ein dutzendmal aufzudringen, ſei doch faſt allzueitel?

Ich zweifle, wie geſagt, keineswegs, daß die Herren ihre guten Gründe dafür haben, und freue mich, belehrt zu werden. Sollte aber, wider Vermuthen, kein anderer Grund vorhanden ſein, als die unergründliche Eitelkeit, ſo ſcheint es mir ſehr unbillig, daß die Dichter, die doch auch ihre gute Portion Eitelkeit beſitzen, von dieſem Vorrechte ausgeſchloſſen ſein ſollten, und ich werde auf dieſen Fall künftig hinter jede Scene meiner Schauſpiele Repetitionszeichen ſetzen. Dann bin ich geſonnen, ſo viele Komponiſten als ich nur immer herbeiſchaffen kann, zu der Hauptprobe einladen zu laſſen, damit ſie ſelbſt fühlen, wie angenehm es iſt, zweimal hintereinander das nämliche zu hören. Ja, um eine völlige Gleichheit herzuſtellen, werde ich einige Scenen, die ich etwa für die beſten halte, zwölfmal nach einander ſpielen laſſen, und zweifle nicht, die Herren Zuſchauer werden ſämmtlich entzückt davon laufen.

Iſt es mir auf dieſe Art gelungen, die Dichtkunſt wieder in ihre Rechte einzuſetzen, ſo ſehe ich nicht ein, warum nicht auch die Redekunſt Theil daran nehmen ſollte? Ich lade daher alle Prediger ein, künftig ihre Predigten mit Repetitionszeichen zu verſehen, und verſichert zu ſein, daß alsdann beſonders die Herren Komponiſten um die Wette in die Kirche ſtrömen werden.

Fragment aus Briefen an eine junge Schauſpielerin, die ſich Unterricht von mir erbat.

Wenn man jung und hübſch iſt, wie Sie, ſo hat man freilich ſchon viel voraus. Sie werden den Wüſtlingen im Parterre behagen, Sie mögen ſpielen wie Sie wollen; aber wenn Sie da unten klatſchen hören, ſo trauen Sie ja nicht, ſondern fragen Sie ſogleich: wie viel gehört davon meinem Geſichtchen? wie viel etwa dem Dichter? wie viel bleibt übrig für meine Kunſt? —

Ich weiß wohl, daß bei ſolchen Unterſuchungen die Eitelkeit ſich ſtets zum Aſſeſſor im Gericht aufdringt, und zwar mit mehr als einem Sitz und mehr als einer Stimme; bei jedem Beifallszeichen wird ſie Ihnen zuflüſtern: der hat Recht; und bei jedem Tadel Ihnen laut in's Ohr ſchreien; der hat Unrecht, und eben deswegen, meine liebe kleine Freundin, ehe ſie wirklich hoffen dürfen, in der Schauſpielkunſt etwas außerordentliches leiſten zu können,

fordere ich eine weit ſchwerere Kunſt von Ihnen — Sie erſchrecken? — Doch nicht die, höre ich Sie ſagen, die Eitelkeit ganz zu entfernen? — Bewahre der Himmel! da würde ich erſtens etwas unmögliches, und zweitens etwas ſehr albernes heiſchen. Die Eitelkeit, ſo fatal auch der Name klingt, iſt die Mutter vieles Guten; ſie kann nicht Talente ſchaffen, aber ſie zündet gern ein Licht an, um ſie zu beleuchten (nämlich die eigenen), und wenn ſie aus dem Lichte keine Fackel macht, ſo iſt das auch recht gut. Nur merken ſie ſich die Lebensregel (ſie gilt überall, vorzüglich aber in Rückſicht auf Ihre Kunſt), laſſen Sie Ihrer Eitelkeit in Gottes Namen freien Spielraum vor der Handlung, die Sie begehen, vor der Darſtellung, die Sie liefern wollen, denn da ſchärft ſie den Trieb, etwas Gutes zu thun, etwas vorzügliches darzuſtellen, aber nachher legen Sie ihr Feſſeln an, nachher darf ſie durchaus nicht mehr mitſprechen. Das iſt freilich ſchwer. »Darf ich mir nicht einmal bewußt ſein,« werden Sie fragen, »etwas wirklich gut gemacht zu haben?« — O ja, aber wenn Sie auf ſich Achtung geben, ſo werden Sie finden, daß das einfache Bewußtſein ſich himmelweit von der Eitelkeit unterſcheidet: jenes iſt vorhanden, dieſe dringt ſich auf; jenes gleicht dem Vergnügen oder der Geſundheit, die beide nie wahrhafter exiſtiren, als wenn man gar nicht an ſie denkt; dieſe hingegen gleicht der rauſchenden Freude oder dem Reiz, und da muß man ſich gewöhnlich erſt ſelber benachrichtigen, man ſei vergnügt, man ſei

geſund. Wenn daher Ihr Spiel einen gewiſſen Total-Eindruck der Zufriedenheit bei Ihnen zurückläßt, der unabhängig iſt von Erinnerungen an einzelne Momente Ihres Spiels, oder gar an Beifallszeichen, ſo iſt das Bewußtſein, und Sie haben wirklich gut geſpielt. Müſſen Sie aber, um ſich ſelbſt zuzulächeln, dieſen oder jenen Moment zurückrufen, müſſen Sie überhaupt Ihr Gedächtniß dabei brauchen, ſo ſein Sie auf Ihrer Hut, die Eitelkeit liegt im Hinterhalt, denn das reine Bewußtſein bedarf keines Gedächtniſſes. — —

Merkwürdiges Bekenntniß.

Herr Friedrich Schlegel — der auch noch lebt, — ſagt in ſeinem neuen, ſehr langweiligen poetiſchen Taſchenbuche S. 311: »Es bleibt das gefährlichſte aller Experimente, auch in der Kunſt fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wornach man ſtrebte, wird faſt nie erreicht.«

Nun wenn das iſt, — (wie es dann wirklich nicht anders iſt) — warum haben denn die Herren Gebrüder Schlegel bis jetzt noch immer in ihren Kunſtwerken verſucht, fremde Sitten anzunehmen? Warum haben ſie uns denn bald zu Griechen, bald zu Spaniern, und Gott weiß, wozu ſonſt noch machen wollen? — Was iſt dabei herausgekommen? — Herr Friedrich Schlegel hat ſich und ſeinem

Herrn Bruder selbst das Urtheil gesprochen: Das Eigene ging verloren, und das Fremde wurde nicht erreicht.

Nicht-Literatur.

(Liefs und Esthlands Ehrenrettung gegen Herrn Merkel und Petri; von Herrmann Friedrich Tiebe, Löser'schem Kirchspiels-Prediger. Halle bei Gebauer, 1804.)

Es ist wohl lange kein, wider des Verfassers Willen, so komisches und naives Buch geschrieben worden. Der Mann scheint es wirklich recht gut zu meinen, und dadurch flößt er Mitleid ein. Zum Schriftsteller fehlen ihm zwei Kleinigkeiten: er kann nämlich nicht schreiben und auch nicht denken, wenigstens nicht zusammenhängend. Merkel's Letten haben ihn in Harnisch gejagt. Er spricht von der Sensation dieses Werkes, (also nicht von der, die es gemacht hat, sondern von der, die es selbst empfindet). Dieser Unsinn steht gleich in der vierten Zeile der Vorrede, und erfüllt den Leser mit Hoffnungen zum Lachen, die auch nicht getäuscht werden. Herr T. gesteht selbst, »daß er nur Viertelstündchen sich zu einem Buche von 316 Seiten abgestohlen, daß er seine Arbeiten nicht noch einmal abschreiben kann, und daß er ein bloßes Konzept geliefert hat.« Dieses Konzept nun wimmelt von Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten gegen Merkel,

die witzig sein sollen, aber es scheint, daß der Genius des Witzes nicht über den Mastställen des Löser'schen Pastorats schwebt. Hingegen schwingt die göttliche Grobheit dort ihre rußigen Flügel, ja sie nimmt sogar einmal ihre Schwester, die Niederträchtigkeit, zu Hilfe, und spritzt Koth auf das Grab von Merkel's Vater, der an Merkel's Buche doch so unschuldig ist, als Herr Tiebe selbst. Welche Nichtswürdigkeit, — und noch dazu von einem Prediger. — Am komischesten ist dieser Herr Tiebe, wenn er den verstorbenen Kollegien-Rath von Brasch gegen Merkel vertheidigt, denn da führt er unter andern folgende überzeugende Beweise an: »Brasch war ein guter Reiter und Fechter, ein Mann von herkulischer Stärke, der in Petersburg drei Garde-Offiziere mit einem Hirschfänger zur Thür hinaustrieb.« (Von diesen Garde-Offizieren gibt Tiebe zu verstehen, daß sie Brasch bestohlen hätten; eine sehr unbesonnene Aeußerung. (»Er ließ sich alle drei Jahre zwei Röcke machen, arbeitete im Schlafrock, aß oft Abends nur Butterbrot, oder einige Salzgurken mit schwarzem Brot, (welche äußerst wichtige biographische Nachrichten!) schrieb einen Brief und diktirte zugleich zwei andere,« (bei welcher Gelegenheit Tiebe ausruft: Dies ist mehr als Cäsar einst that! — Cäsar und der Kollegienrath Brasch — Die Zusammenstellung ist genialisch!) »endlich war er auch Ehren-Mitglied einer deutschen ökonomischen Gesellschaft.« Herr Tiebe hat aber ganz allein das Diplom gesehen, »weil Brasch wirklich einmal zufällig an diesen wichtigen

Posten dachte.» — Nun freilich, ein solcher Mann, der mehr als Cäsar war, Salzgurken aß, und den wichtigen Posten eines Ehren-Mitglieds bekleidete, mußte ja wohl Recht gegen Merkel haben. Zwar gesteht Herr Tiebe selbst, S. 178, Brasch würde gern zugegeben haben, daß die Edelleute die Hauszucht oft zu Mordthaten mißbrauchen, aber nur wenige; daß die Bauern ausgesogen werden, aber nicht Alle; daß sie Spreubrot essen, welches man anzünden kann, aber nicht überall, und auch nicht das ganze Jahr hindurch. Fürwahr, eine feine Ehren-Rettung. Ob der Adel ihm dafür danken wird? — An einer andern Stelle führt er eine Menge Geschichten von deutschen Fürsten an (die er sich aber wohl zu nennen hütet), und dadurch will er das Unrecht der liefländischen Edelleute verkleinern. Er hatte vermuthlich eben zwei Bauerweiber mit einander zanken hören, die eine rief: »du hast ein Kalb gestohlen!» die andere antwortet: „du hast einen Ochsen gestohlen!» und nun entschied Herr Tiebe für die erstere. — Sehr naiv und drollig wird er, wenn er beweist, daß die Bauern sich in ihrer Lage ganz vortrefflich befinden. Der Rauch in ihren Häusern ist sehr wohlthätig, denn er reinigt die Zimmerluft; daß Hühner und Gänse in der Stube herumlaufen, ist auch gut, denn der Hahn ist des Bauern Uhr und Eier speist er gern. Daß Ziegen und Schweine gleichfalls des Bauern Stuben-Kameraden sind, ist wieder gut, denn draußen ist es zu kalt im Winter. Daß

man ſtatt Lichter Holzſpäne brennt, iſt ſehr gut, weil man nichts anders hat. Daß der Bauer immer klage, gibt Herr T. zu, aber — — der deutſche Bauer ſoll es auch thun. Daß jener ſaufe, ſei wohl auch wahr, aber doch nicht allgemein. Daß er nicht ſchreiben könne, ſei nicht zu läugnen, und ſtehlen thue er leider auch. Das iſt ein Pröbchen von dem, was Herr Tiebe widerlegen nennt.

Das Widerlegen war auch im Grunde nicht ſeine Abſicht. Eigentlich hat er nur der Welt gedruckt ſein liebes Ich präſentiren wollen, denn verliebter war Narciß nicht in ſeine Schönheit, als Herr Paſtor Tiebe in ſeine werthe Perſon. Merkel's Buch gab ihm eine gute Gelegenheit an die Hand, das liebe Publikum mit allen ſeinen Partikularien bekannt zu machen, nämlich: daß er in Preußen geboren worden; daß er Hofmeiſter bei dem Herrn von Braſch geweſen; daß er ſchon ſieben Jahr Prediger iſt; daß er mit eigenen Pferden einen Beſuch in ſeiner Heimath abgelegt hat; daß die Bauern bei ſeiner Zurückkunft vor Freuden geweint und geſagt haben: es wäre doch nur ein halbes Leben, wenn er nicht zu Hauſe wäre; daß er diejenigen, die etwas begangen haben, dadurch beſſert, daß er ihnen keine Priſe Tabak offerirt; daß er ſie auch wohl durch Witz und Satire züchtigt (das mag ihm der Henker glauben! Herr Tiebe verleumdet ſich ſelbſt); daß er von eins bis zwei Uhr ſpaziren geht; daß er beim Friſiren nicht leſen kann, weil er ſich ſelbſt friſirt; daß er bei

Hausbesuchen in entlegenen Gesindern etwas Butterbrot mitnimmt; daß er am Sonntag Exaudi keine Vorbereitungslehre gehalten hat (Schade!); daß er eine Menge Bücher und Tabellen führt, von welchen letzteren er (wahrhaftig es ist wahr!) neun Tabellen dem Publikum in einem Anhange mittheilt — (armer Verleger!) woraus man die wichtige Neuigkeit erfährt; daß der Wirth Johkum auf dem Gute Löser ao. 1722 den sechzehnten September geboren worden, dessen Sohn Andreas etwas schwer hört, und die Schwiegertochter Katsche nicht gut mehr sehen kann, und dergleichen Herrlichkeiten mehr, an welchen natürlich das ganze deutsche Publikum den innigsten Antheil nimmt. Nach solchen Beweisen wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß der Lebenslauf des Herrn Pastor Liebe, nach dessen eigener Behauptung „merkwürdig und in manchen Stücken einzig in seiner Art sei.“ Denn wer ist wohl jemals in Preußen geboren worden, wie er? Wer kann sich jemals rühmen, Hofmeister gewesen zu sein, wie er? Und wo gibt es einen Prediger in der Stadt oder auf dem Lande, der das Glück hätte ihm zu gleichen? — Er selbst sagt sehr bescheiden S. 258: »Dreist aber frage ich: welcher deutsche Prediger, er sei in der Stadt oder auf dem Lande, hat eine solche Uebersicht als ich von dem kirchlichen Zustande seiner Gemeinde, wenn sie auch noch so klein ist?« —

Daher ist er aber auch im Stande, S. 227 folgende wichtige historisch-statistische Nachrichten zu liefern: »Einer

von meinen Bauern heißt Jakob der Krebsfreſſer, weil dies ſein Lieblingsgericht iſt. In einem andern Geſinde heißt ein Mert der ſchwarze Mert, wegen ſeines ſchwarzen Bartes, ein anderer Ziegen-Mert, weil er einmal eine Ziege geſtohlen hatte, und ein dritter Betrüger-Mert, weil er ein großer Dieb war.“

Sollten die Leſer etwa zweifeln, daß es möglich ſei, ein ſo albernes Buch zu ſchreiben, und ſich dabei einzubilden, man habe Wunderdinge verrichtet, ſo will ich ihnen das Räthſel löſen, und mir zugleich ihr Mitleid für den Verfaſſer erbitten. Er geſteht nämlich ſelbſt, S. 270, daß er chroniſche Krämpfe im Kopfe hat. Nun weiß man ja wohl, was Krämpfe ſchon in andern Theilen des Leibes für ſchlimme Wirkungen hervorbringen; aber vollends Krämpfe im Kopf — der arme Mann! Wünſchen wir ihm von Herzen eine gute Beſſerung.

Kleinigkeiten.

Wenn die Franzoſen, die bekanntlich gegen ihre Nachbaren im Norden ſehr höflich ſind, etwas rohes, geſchmackloſes bezeichnen wollen, ſo pflegen ſie zu ſagen: das iſt deutſch, und wundern ſich oft nicht wenig, wenn man in ihrer eigenen Literatur ihnen die Muſter nachweiſt. An einem deutſchen Hofe (es iſt ſchon lange her), ließ ein deutſcher ſich einfallen, franzöſiſche Verſe zu machen. Sie ent-

hielten eine scherzhafte Prophezeiung einer nahen Vermählung, und schlossen also:

J'annonce ce grand jour en Philosophe altier,
Et j'imite en secret le chien du jardinier.

»Pfui!« rief ein Franzose, »voilà qui est bien Allemand. Sie sollen wissen, meine Herren, daß in einem guten Gedichte nie ein Hund vorkommen darf. Das ist unedel, das ist abscheulich! — »Gemach! gemach! mein Herr Kritikus,« erwiederte der Verfasser, »mein einzelner Hund soll augenblicklich weichen, wenn sie zuvor die vielen Hunde des Racine aus seinem Meisterstücke werden gejagt haben.« Der Franzose stutzte, und der Deutsche citirte den Vers aus Racine's Athalia:

Dans un sang inhumain des chiens désalterés.

Man wundert sich, wenn man liest, daß Montesquieu über seinem Esprit des loix zwanzig Jahre gebrütet, oder daß Vaugelas an seiner Uebersetzung des Curtius dreißig Jahre gearbeitet habe. Die französische Literatur liefert ähnliche Beispiele, die weniger bekannt sind. Im Jahre 1751 ließ ein solcher fleißiger Mann ein Buch drucken, betitelt: Aëdologie, welches die große Kunst lehrt, Nachtigallen zu fangen und zu füttern. Der Verfasser hat trotz Montesquieu nicht weniger als zwanzig Jahre daran gearbeitet. —

Inhalt.

Erzählungen.

Seite

Glückseligkeit 7
Das Zinngießen am Neujahrs-Abend 21
Alles durch Liebe, nichts ohne sie 31
Die kleine Tirolerin 52
Fragment aus Iwan Iwanow Tschubrin's noch ungedruckter Reise durch China. 82
Die Rache 103

Anekdoten.

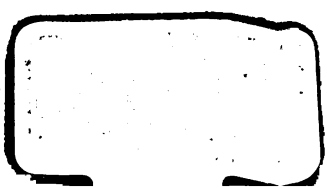
Musikalisches Schauspiel 131
Komische Gravität 132
Der Abbé de l'Epée 133
Der alte wackere Chirurgus Morand und sein junger Kollege . 134
Hume 135
Wohlklang der Sprache 136
Unverhofft kommt oft 137
Sonderbare Wette, im Finstern zu tappen 138
Der Hofmeister 139
Doppelte Schändlichkeit eines Großen . . . . . —
Die Jüdin 140
Die Lebensjahre muß man nicht zählen 141
Die Quelle manches Splitterrichtens 142
Druckfehler . . . . . —

Seite

Korn-Regen 143
Agé und chargé . . . . . —
Bournazel 144

Miszellen.

Testament eines Rechenmeisters 147
Ueber die Assonanzen im Alarcos 150
Voltaire und Geoffroy, Wieland und Schlegel . . . . —
Frage an Menschenkenner 151
Warnung an alle schönen Damen 152
Souvenirs de Felicie, Feliciens Erinnerungen 153
Der Name thut viel zur Sache 156
Ueber den guten Ton 160
Parangon 177
Fragmente aus dem Tagebuche des letzten Königs von Polen, Stanislaus Augustus 182
Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht . . . 214
Uralte literarische Notizen 218
Bitte um Belehrung, an die Herren Komponisten gestellt . 229
Fragment aus Briefen an eine junge Schauspielerin, die sich Unterricht von mir erbat 233
Merkwürdiges Bekenntniß 235
Nicht-Literatur 236
Kleinigkeiten 241

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711983